BRIEFWECHSEL ZWISCHEN SCHILLER UND WILHELM V. HUMBOLDT:...

Friedrich Schiller, Wilhelm von Humboldt









Briefwechsel

zwischen

Schiller und Wilhelm v. Humboldt.

Mit einer Vorerinnerung

über

Schiller

und

den Gang seiner Geistesentwicklung.

von

W. von Humboldt.



Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 0.











[illegible]

[illegible]

Geschenk
des
† G.-Prof. G. Ferd. Schöntag.
1899.

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Wilhelm v. Humboldt.

Mit einer Vorerinnerung

über

Schiller

und

den Gang seiner Geistesentwicklung.

von

W. von Humboldt.



Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 0.

Vorerinnerung.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1793 bis 1797; vorher kannten wir uns wenig; nachher, wo ich mich meistentheils im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltener *). Gerade der erwähnte Zeitraum war aber ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt,

*) Die gegenwärtige Sammlung enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz uninteressante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schiller'schen an mich ist auf dem Landsitz, wo ich dieß schreibe, in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen.

wo Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit eben so vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunct, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene, schöpferische Dichtergenie „durchbrach gleich einem angeschwollenen Strome" die Hindernisse, welche ihm zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtseyn entgegensetzten, und es trug aus diesem Kampfe selbst die Form idealer Nothwendigkeit reiner und klarer heraus. Den glücklichen Erfolg dieser Krise verdankte Schiller der Gediegenheit seiner Natur und der rastlosen Arbeit, mit der er auf den verschiedensten Wegen der einzigen Aufgabe nachstrebte, die reichste Lebendigkeit

des Stoffs in die reinste Gesetzmäßigkeit der Kunst zu binden. Er bedurfte hierzu zugleich der schöpferischen und der beurtheilend formenden Kräfte; so sicher er aber seyn konnte, daß ihm die ersteren nie entstehen würden, so fanden sich doch in ihm Stunden, Tage des Zweifels, der Kleinmüthigkeit, ein scheinbares Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, ein Mangel an Zuversicht auf seinen Dichterberuf, wodurch jene Jahre zu einer so entscheidenden Epoche seines Lebens wurden. Denn Alles, was ihm in derselben das leichte Gelingen dichterischer Arbeiten erschwerte, erhöhte die Vollkommenheit der endlich zur Reife gediehenen.

Es war im Frühjahre 1793, als Schiller von einer in sein Vaterland gemachten Reise zurückkam, um sich wieder in Jena häuslich niederzulassen. Die große Krankheit, die seine ganze Gesundheit erschüttert hatte, und von der er eigentlich nie wieder genas, hatte, verbunden mit der Reise, eine Unterbrechung in

allen seinen Arbeiten zur Folge gehabt, und Schiller kehrte mit dem doppelt regen Streben nach Thätigkeit zurück, das eine solche Unterbrechung und eine neue Niederlassung gewöhnlich hervorbringen. Der damals beginnende Umgang mit Goethe trug noch mehr dazu bei, seine geistige Lebendigkeit anzuregen. Es entstand also nun die Frage, was er unternehmen solle? was er mit Hoffnung des Gelingens unternehmen könne? Eine wirklich angefangene Arbeit hatte er, außer den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, nicht vor sich. Im Dichten hatte er sich seit dem Jahre 1790 nicht versucht. Die Neigung zur Geschichte war erkaltet, dagegen fühlte er sich zu philosophischen Forschungen hingezogen. Indeß standen im Hintergrunde immer die Malteser *) und Wallenstein, allein unter den

*) Ein Schauspiel, zu welchem Schiller den Plan lange mit sich herumtrug, und von dem auch in dem nachfolgenden Briefwechsel die Rede seyn wird.

damaligen Umständen, wie durch eine große Kluft selbst von dem Entschlusse, sich für einen beider Plane zu bestimmen, geschieden. Ich hatte, um Schiller nahe zu seyn, meinen Wohnsitz in Jena genommen, und war wenige Wochen vor ihm dort angekommen. Wir sahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistentheils bis tief in die Nacht hinein. Alles eben Berührte kam da natürlich zur Sprache, und diese Unterredungen machten die Grundlage zu dem hier dem Publicum mitgetheilten Briefwechsel aus, der auch größtentheils davon handelt, und schrittweise den Weg sehen läßt, auf dem Schiller sich seiner großen letzten Productions-epoche näherte. Aus diesem Grunde können, auch noch einzelne vortreffliche und genievolle Entwicklungen in den Schillerschen abgerechnet, die hier nachfolgenden Briefe sich vielleicht Hoffnung machen, Interesse bei denjenigen zu erwecken, welche dem Geiste eines großen Mannes gern über dasjenige hinaus-

folgen, was davon seinen Werken aufgeprägt ist.

Es gibt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Theil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dieß stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann, gleichsam mumienartig verschlossen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag. Die Völker aber haben schon immer Hauptschritte zu ihrer

Geistesentwicklung vor der Schrift gethan, und in diesen dunkelsten, aber wichtigsten Perioden des menschlichen Schaffens und Bildens ist nur die lebendige Einwirkung möglich. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an, als jeder, wenn selbst schwache Versuch, zu erforschen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens, das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief. Dieß hat mein Nachdenken über Schiller oft beschäftigt, und unsere Zeit hat Keinen aufzuweisen, dessen inneres geistiges Leben in dieser Hinsicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesco von einer entschiednen großen Naturkraft. Es

verrieth sich nachher durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen, immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dieß Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte,

daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellectualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genie's, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellectuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur

Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerschen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung seyn möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Briefwechsels angenehm, wenn ich mit Wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigenthümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines

körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dieß zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunct, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunct einer, den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf.

Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dieß Streben, und schwebte in vollkommener Freiheit über

seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunct führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dieß deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lecture überließ er sich nur spät Abends und in seinen, leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die For-

schung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht, und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche Andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn

denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dieß verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lecture zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen bald jenen Theil des irgend je ge-

sammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Uebersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe; er zog die Uebersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten; am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Scenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Es ist nicht bloß eine Uebertragung in eine andre Sprache, sondern in eine andre Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedener, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühles setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideengehalte, bloß durch

den seinem Werke beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt, wie ein Schatten, durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird. Ich meinte indeß nicht vorzugsweise diese Uebersetzung, wenn ich von Schillers Eingehen in griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner späteren Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kraniche des Ibycus und das Siegesfest tragen die Farbe des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Theilen nur ihn athmende Dichtung.

Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegen einander. Die Kraniche des Ibycus erlaubten eine ganz epische Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich werth machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffenen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft, gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur Ballade in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich aus den Künstlern aus den Versen hervorgeht:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Alterthum besaß Alles, um sie in ihrer ganzen Reinheit

und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist Alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der Aeschylische bekannte Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform, in Reim und Sylbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Alterthums lag. Aber im Uebrigen ist Alles im Sinne der Homerischen Dichtung ebenso rein als in dem andern Gedicht. Das Ganze ist nur, wie in einer höheren, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist, und erhält gerade dadurch seine größesten Schönheiten.

An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch frühere Gedichte Schillers

reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künstlern,

den sanften Bogen der Nothwendigkeit,

der so schön an die ἀγανὰ βέλεα (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Geschoß auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den Columbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen seyn kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach auch

die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellectuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „als Columbus die „bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen „Meer einging" findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs, und die Kraft des ihn beherrschenden Gedanken sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunct, an den er Alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur Eins und

ein untheilbares seyn kann, angehörend, aber die eine Mannichfaltigkeit und Stoff, die andre Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntniß und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln, und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigenthümlichen Wesen, und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Princips sich der Form nach wiederfände. Diese, nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Uebereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein

Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbstthätigkeit.

In Anmuth und Würde und in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist diese Vorstellungsweise ausführlich dargelegt. Ich zweifle, daß diese, mit den gehaltreichsten Ideen und einer seltenen Schönheit des Vortrags ausgestatteten Aufsätze jetzt noch häufig gelesen werden, aber es ist in vieler Rücksicht zu bedauern. Zwar sind beide Werke, und namentlich die Briefe, nicht von dem Vorwurfe frei zu sprechen, daß Schiller, um seine Behauptungen fest zu begründen, einen zu strengen und abstracten Weg gewählt, und es sich zu sehr versagt hat, seinen Gegenstand auf eine in der Anwendung fruchtbarere Weise

zu behandeln, ohne doch dadurch den Forderungen einer Deduction bloß aus Begriffen wirklich zu genügen; aber über den Begriff der Schönheit, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, also über die Grundlagen aller Kunst, so wie über die Kunst selbst, enthalten diese Arbeiten alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich seyn wird hinauszugehen. In diesem ganzen Gebiet dürfte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht würde bis zu den in diesen Abhandlungen aufgestellten Principien hinaufführen lassen. Dieß liegt nicht bloß in der scharfen Absonderung und Begränzung der Begriffe, sondern fließt bei Weitem mehr aus dem viel selteneren Verdienst, alle in ihrem ganzen Umfange, ihrem vollen Gehalte, schon mit der Ahnung aller aus ihnen hervorgehenden Folgerungen hingestellt zu haben. Ueberhaupt werden die Ideen in diesen Aufsätzen nicht sowohl gespalten und zerlegt, als, wenn mir das Gleichniß erlaubt

ist, gewissermaßen in Facetten geschnitten, von denen jede ein neues Licht empfängt und zurückwirft. Dieß gilt vorzüglich von der letzten Hälfte von Anmuth und Würde, wo die Unterschiede zwischen verschiedenen Arten der Gesinnung und des Betragens geschildert sind.

Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel, nicht bloß für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen. Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtseyn der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element ent=

sprungenen Empfindung zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen, und erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung. Seine ersten und strengsten Forderungen ergehen daher an den Dichter selbst, von dem er nicht gleichsam bloß abgesondert wirkendes Genie und Talent, sondern eine, der Höhe seines Berufs zusagende Stimmung des ganzen Gemüths, nicht bloß eine augenblickliche, sondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. „Ehe er es unternimmt, die Vortrefflichen zu rühren, soll er es zu seinem ersten und wichtigsten Geschäft machen, seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern" Die Recension der Bürgerschen Gedichte, aus welcher diese Stelle genommen ist, hat Schillern den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen diesen mit Recht geliebten Dichter zugezogen. Allerdings ist sie streng. Denn so lange der un-

gefähr gleiche Zustand der Sprache den Gedichten unserer Zeit in Deutschland allgemeinen Eingang verstattet (eine Bedingung, an welche das Wirken aller Dichtung geknüpft ist), wird Bürger gewiß jede Phantasie auf das poetischste anregen, und jedes Gemüth mit einer ihm ganz eigenen Wahrheit und Innigkeit ergreifen. Schiller gesteht in einem seiner späteren Briefe auch selbst, in jener Kritik das Ideal zu unmittelbar auf einen besonderen Fall angewendet zu haben. Allein an den darin aufgestellten allgemeinen Forderungen würde er darum gewiß nichts nachgelassen haben, und diese verdienen gerade hier, als wahrhaft individuelle und persönliche Ansicht Schillers, herausgehoben zu werden. An Niemand richtet er diese Forderungen so streng, als an sich selbst. Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche gränzte, ihn niemals berührte, daß er die hohen und edeln Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in seine

Empfindungsweise und sein Leben übertrug, und im Dichten immer mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Productionen, vom Streben nach dem Ideale begeistert war. Daher findet sich in seinen Werken so Weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, sehr viel bei, daß nämlich seine Geisteskraft immer mit gleicher Anstrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, sie bei einer gleichsam erholenden Arbeit eine Abspannung finden zu lassen. Es mag Individualitäten geben, welchen seine ganze Dichtungsweise und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt. Allein nur wenig Einzelnes wird man als seiner nicht würdig ausstoßen, indem man das Andre enthusiastisch erhebt, und der Tadel selbst, um dieß hier im Vorbeigehen zu bemerken, wird gerade seine individuellsten Seiten treffen, und also die hohe Einheit seiner Natur in ein noch helleres Licht stellen. Die Strenge

seines Urtheils über seine frühesten Productionen spricht eine Stelle in der Bürgerschen Recension klar und mit Stärke aus, und noch deutlicher die zwei Jahre vor seinem Tode geschriebene Vorerinnerung zu der Sammlung seiner Gedichte. Allein was darin seinen großen und zarten Sinn verletzte, der in dem, was man die zweite Epoche seines Lebens nennen kann, im Don Carlos, so hell leuchtend hervortrat, und seitdem nie durch einen Flecken getrübt ward, ging nicht die Individualität, nicht die Persönlichkeit des Dichters an. Seine hohe, reine, nach Totalität strebende Ansicht der menschlichen Natur und des Lebens spricht auch aus jenen Productionen. Das in ihnen Verletzende bedurfte nur einer künstlerischen Berichtigung, entsprang nur aus mißverstandenen Begriffen von poetischer Wahrheit, aus noch nicht hinlänglich gefühlter Nothwendigkeit der Unterordnung der Theile unter die Einheit des Ganzen, dann im Einzelnen aus nicht gehörig geläutertem Ge-

schmack. Zugleich trugen die gewählten Stoffe dazu bei. Im Don Carlos befand sich Schiller wie in einer andern Sphäre. Hier stellte sich ihm der große Gegensatz weltbürgerlicher Ansicht und sich tief dünkender, beengter Staatsklugheit dar, und zeigte ihm von aller Erfahrung absehende Ideen im Kampf mit einer Beschränktheit, die Erfahrung ohne Ideen möglich hält. Unmittelbar daran hing das Schicksal in ihren Volks- und Gewissensrechten gekränkter, in gerechtem Abfall begriffener Provinzen, und in dieß große politische Interesse war eine in ihrem ersten Aufwallen reine und schwärmerische, und schuldlos und zart erwiderte Liebe verwebt. So umgab diesen Stoff den Dichter wie mit einem höher emportragenden Element. Allerdings entsprang die Wahl desselben aus der ihr vorangehenden Stimmung des Gemüthes. Diese zeigt sich auch in der veränderten äußeren Form, dem Verlassen der Prosa, zu der er zwar in den ersten Entwürfen zum Wallenstein

stein zurückkehrte, bald aber wieder zum Verse hingerissen, seinen Irrthum, und nun für immer, erkannte. Die erste Scene zwischen Max und Thekla, früher ausgearbeitet, als die ihr vorangehenden, widerstrebte dem prosaischen Ausdruck; sie war die erste in Versen.

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und die trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigenthümlichkeit, verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so

trefflich vernahm, und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Oekonomie der Geistesentwickelung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Thaten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der Einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun, und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpuncte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem,

was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dieß Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpuncte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften

und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen, zugleich erhellenden und funkenweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider seyn kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objecte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellectuellen Strebens bestand gerade

darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen sich daher unmittelbar an ihn an.

Eine Idee, mit der Schiller vorzugsweise gern sich beschäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenschen, wie er ihn annimmt, durch die Kunst, ehe er der Cultur durch Vernunft übergeben werden konnte. Prosaisch und dichterisch hat er sie mehrfach ausgeführt. Auch bei den Anfängen der Civilisation überhaupt, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es so schön ausdrückt, mit der frommen, mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bund verweilte seine Phantasie vorzugsweise gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde fest. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreis, indem er sich in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer eben so wundervollen, als tief ergreifenden Erscheinung aus.

Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attika's durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das Eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Plans getreten.

Hätte Schiller das Aufleben der indischen Literatur erlebt, so würde er eine engere Verbindung der Poesie mit der abgezogensten Philosophie kennen gelernt haben, als die griechische Literatur aufzuweisen hat, und die Erscheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die indische Poesie, in ihrer früheren Epoche nämlich, hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiösen Charakter, als die griechische, ohne darum, gleichsam unter fremder Herrschaft stehend, an eigner Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plastischen möchte sie dadurch wirklich verlieren.

Es ist in hohem Grade zu beklagen, aber auch gewissermaßen zu verwundern, daß Schiller bei seinen Raisonnements über den

Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht Einmal der Sprache erwähnt, in welcher sich doch gerade die zwiefache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbole verschmolzen ausprägt. Sie vereinigt im genauesten Verstande ein philosophisches und poetisches Wirken in sich, letzteres zugleich in der im Wort liegenden Metapher und in der Musik seines Schalles. Zugleich bietet sie überall einen Uebergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Thätigkeit reizen, allein dieser Thätigkeit nirgends Gränzen stecken, und auch das höchste Maß des in sie Gelegten durch ein noch größeres überboten werden kann. Sie hätte daher gerade in Schillers Ideenkreise als ein willkommener Gegenstand erscheinen müssen. Indeß gehört die Sprache allerdings der Nation, und dem Geschlecht, nicht dem Einzelnen an, und der Mensch kann sie, ehe er sie begreifen lernt, lange als ein todtes Werkzeug gebrauchen, ohne von dem sie durch-

dringenden Leben ergriffen zu werden. Unbedingt kann sie daher nicht als ein Bildungsmittel gelten. Es gibt aber dennoch eine, zwar nicht ursprünglich schaffende, allein doch still fortbildende Einwirkung des Menschen auf seine Sprache, und die Sprachen haben ihren höchsten poetischen und musikalischen Gehalt immer in ihrer früheren, dann mit einem besonderen Schwunge der Phantasie der Völker, die sie reden, verbundenen Formung. Sie verlieren von diesem Gehalt im Laufe der Zeit, allein ihr Aufsteigen dazu ist wenigstens uns selten sichtbar, und bleibt eher problematisch. Wenn man daher von der Betrachtung des wundervollen Baues von Sprachen ganz culturloser Nationen, sich ihrer Zergliederung, wie der eines Naturgegenstandes, mit offnem und unbefangenem Sinne hingebend, zur Erwägung des in ewiges Dunkel gehüllten ursprünglichen Zustandes des Menschengeschlechts übergeht; so sollte man, da die Sprache mit dem Menschen gegeben

ist, und vor ihr nichts Menschliches in ihm gedacht werden kann, eher ahnen, daß dieser Zustand ein friedlicher, besonnener, sich keinem tieferen und zarteren Eindruck verschließender gewesen sey, und daß gesellschaftliche Verwilderung erst einer späteren Periode angehöre, wo der Kampf widriger Ereignisse mit wilder Leidenschaft die Stimme der eigenen Brust übertäubte. Wenigstens würde Schiller auf diesem Wege schwerlich die Schilderung eines Naturstandes, wie sie die ästhetischen Briefe enthalten, nothwendig erachtet, und überhaupt weniger scharf getrennt haben, was in der entschieden primitivsten Emanation der menschlichen Natur, in der Sprache, als fest vereinigt und innig verschmolzen erscheint.

Der Trieb nach Beschäftigung mit abstracten Ideen, das Streben, alles Endliche in Ein großes Bild zu fassen, und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von selbst, und ohne fremden Anstoß in Schiller; es war mit seiner Individualität gegeben. Es entwickelte

sich am freiesten und lebendigsten in der zweiten und dritten Periode seines Lebens, wenn man die erste seine drei früheren, die vierte seine letzten Trauerspiele, vom Wallenstein an, einnehmen läßt. Von Don Carlos habe ich in dieser Rücksicht schon gesprochen. Die zuerst in der Thalia abgedruckten philosophischen Briefe, mit welchen die Resignation, die ein Product desselben Jahres ist, in dem kühnen Schwunge einer leidenschaftlich philosophirenden Vernunft eine auffallende Verwandtschaft hat, sollten den Anfang einer Reihe philosophischer Erörterungen machen. Aber die Fortsetzung unterblieb, und eine neue Epoche des Philosophirens begann für Schiller in Anmuth und Würde, hauptsächlich begründet durch seine Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie. Jene beiden Stücke könnte man nur mit Unrecht als einen Ausdruck wirklicher Meinungen des Dichters selbst ansehen, sie gehören aber zu dem Besten, was wir von ihm besitzen. Die

Briefe sind mit hinreißendem Feuer geschrieben, und mit einem, noch vom Zwange keiner Schule, auch nur von fern, berührten Geiste. Die Resignation trägt Schillers eigenthümlichstes Gepräge in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, und in der ganz originellen, die kühnsten Zusammenstellungen begünstigenden Sprache an sich. Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüths ansehen, aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen, und der Ausspruch nur Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zu seyn scheint.

Kant unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete

das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philosophieen aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude, und stellte, nach Vollendung dieser Arbeit, Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Worts die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläuftigen Ideengewebes, nach allen Rich-

tungen hin, ausspinnt, und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammen hält, ohne welches kein philosophisches System möglich seyn würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Außerordentliche des Genie's dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbstthätige Princip in seiner Intellectualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigenthümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung

einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem speculativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; Einiges was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende speculative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er

nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel des eigenen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisirt die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophieen, wieder in vollkommner Freiheit und auf selbst geschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.

Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistentheils gar nicht, und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Goethe plötzlich da stand, der Fülle und Tiefe des Genie's nach, gleich groß in seinen frühesten, wie in seinen späteren Werken? und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf, und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse.

Das Genie, immer neu und die Regel angebend, thut sein Entstehen erst durch sein Daseyn kund, und sein Grund kann nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden; wie es erscheint, ertheilt es sich selbst seine Richtung. Aus dem dürftigen Zustande, in welchem Kant die Philosophie, eklektisch herumirrend, vor sich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es schwer seyn zu sagen, ob er mehr den alten, oder den späteren Philosophen verdankte. Er selbst, mit dieser Schärfe der Kritik, die seine hervorstechendste Seite ausmacht, war sichtbar dem Geiste der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteristischer Zug in ihm, mit allen Fortschritten seines Jahrhunderts fortzugehen, selbst an allen Begegnissen des Tages den lebendigsten Antheil zu nehmen. Indem er, mehr, als irgend einer vor ihm, die Philosophie in den Tiefen der menschlichen Brust isolirte, hat wohl Niemand zugleich sie in so

mannich-

mannichfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Diese in alle seine Schriften reichlich verstreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte, und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunct des Gegenstandes seines beständigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weise Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er

eignete sich die neue Philosophie, seiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Systemes ging er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduction des Schönheitsprincips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt, und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspuncte verrückt, und das Erhabne entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen theils verletzt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das ästhetische Princip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinstimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kants Namen öffentlich aussprach, in Anmuth und Würde, als sein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geistes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigne nur noch entschiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältniß nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Puncte zusammentreffen, aber es setzt von Seiten der Intellec-

tualität die klare Erkenntniß dieses Puncts, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in Anmuth und Würde und den ästhetischen Briefen durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde.

Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Styl. Diesen hat im Historischen und Philosophischen, wie im Poetischen, Schiller sich ganz eigen geschaffen. Was er in einer Stelle seiner Schriften über die Art sagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen soll, das hat er selbst in hohem Grade erreicht. Wer einen Styl zu würdigen versteht, der nicht den gleichsam schon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken strebt (ein nothwendig mißlingendes Bemühen, da der Gedanke erst im Ausdruck seine Vollendung erhält), sondern mit dem er, in jedem Augenblick selbstthätig erzeugt, zugleich hervorzuspringen scheint, der wird den Schillerschen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an sich trägt, gibt er zugleich die Regel des, nur auf jedes eigene Weise, allgemein zu Erringenden.

Was ich hier von Schillers Styl sage,

gilt in noch viel prägnanterem Sinne von denjenigen seiner Gedichte, welche vorzugsweise der Ausführung philosophischer Ideen gewidmet sind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden sie nicht bloß mit einem dichterischen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieser Gattung der Poesie. Der Leser gewinnt die Ueberzeugung, daß die sich ihm darbietende Idee jenseits einer Kluft liege, über welche der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er selbst empfindet, muß, um jene Ueberzeugung zu bewirken, erst in sich die geeignete Stimmung erzeugen, er muß die Kraft besitzen, die Idee, als gedacht, rein in der dichterischen Darstellung aufgehen zu lassen, und seinen Stoff in die Sphäre des Unendlichen hinüberführen, in welcher allein, nicht auf dem Gebiet des Verstandes, die poetischen Kräfte mit den erkennenden zusammentreffen.

Schiller klagt irgendwo, daß es noch kein wahres didaktisches Gedicht gebe. Aber einige der seinigen können, gerade in der von ihm aufgestellten Idee, dafür gelten. Unter diesen spricht vielleicht der Spaziergang, in dem sich Schiller zugleich in malerischen Naturschilderungen selbst übertroffen hat, am meisten die Phantasie und das allgemeine Gefühl an. Sonst möchte man in dieser Gattung einige frühere: die Götter Griechenlands, die Künstler, späteren vorziehen, welche der Ausführung der darin angeregten Ideen auf philosophischem Wege, nachfolgten. Denn in Schiller selbst entwickelten sich, wie es in einem Dichter nicht anders seyn konnte, die philosophischen Ideen aus dem Medium der Phantasie und des Gefühls.

Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von Einigen nur als Zufälligkeiten in seinem Leben, und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese

Ursachen unläugbar bei, allein an sich mußte Schiller durch seine Geisteseigenthümlichkeit eben so wohl zu historischem als philosophischem Studium hingezogen werden. Nur um dieß mit wenigen Worten anzudeuten, berühre ich diesen Punct hier. Wer, wie Schiller, durch seine innerste Natur aufgefordert war, die Beherrschung und freiwillige Uebereinstimmung des Sinnenstoffes durch und mit der Idee aufzusuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo sich gerade die reichste Mannichfaltigkeit eines ungeheuren Gebietes eröffnet; wessen beständiges Geschäft es war, dichtend, den von der Phantasie gebildeten Stoff in eine, Nothwendigkeit athmende Form zu gießen, der mußte begierig seyn zu versuchen, welche Form, da das Darstellbare es doch nur durch irgend eine Form ist, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen

Funken dieser beiden in sich trüge, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen. Dieß gilt aber nicht bloß von der Geschichtschreibung, sondern auch von der Geschichtsforschung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geschichtschreiber, wenn er alles Factische durch genaues und gründliches Studium der Quellen in sich aufgenommen habe, nun dennoch den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte construiren müsse, und hatte darin gewiß vollkommen Recht, obgleich allerdings dieser Ausspruch auch gewaltig mißverstanden werden könnte. Eine Thatsache läßt sich eben so wenig zu einer Geschichte, wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß bloß abschreiben. Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, gibt es in dem Zusammenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von diesem Mittelpunct aus läßt sie sich auffassen und darstellen. Auch tritt, man möge

es wollen oder nicht, unvermeidlich zwischen die Ereignisse und die Darstellung die Auffassung des Geschichtschreibers, und der wahre Zusammenhang der Begebenheiten wird am sichersten von demjenigen erkannt werden, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Nothwendigkeit geübt hat. Denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde. Im Sammeln der Thatsachen, im Studium der Quellen, so weit es ihm vergönnt war in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Emsigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hülfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umständen. Nur muß man einzelne factische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen.

Er eignete sich bei diesen Studien zu poetischen Arbeiten natürlich vorzugsweise das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er sich dem Geschichtsfache widmete, geht aus einem seiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er historische Arbeiten bloß für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war, auch gerade in dieser späteren Zeit, die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen. Er sprach mir noch, als ich ihn das letztemal im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte. In der That kommt wohl keine andere Geschichte dieser an dramatischer Größe gleich. Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die größesten welthistorischen Verhängnisse im Alterthum und der neueren Zeit gerade an die Oertlichkeit dieser Stadt anknüpften. Man erinnert sich hierbei an Goethe's schönen

Ausspruch, daß sich von Rom aus die Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der Welt liest. „Anderwärts liest man von „Außen hinein, in Rom glaubt man von „Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles „um uns her, und geht wieder aus von uns."

Das Genie in jeder Art der Hervorbringung ist die Spannung der ganzen Intellectualität auf den Einen, ihr von der Natur angewiesenen Punct. Von der Beschaffenheit dieses Ganzen hängen zwei, bei jeder intellectuellen Charakterisirung nothwendige Bestimmungen ab: das besondere Gepräge des Genie's, da es sich in jeder Gattung wieder sehr verschieden gestalten kann, und die Freiheit des Geistes neben und außer demselben zu allgemeinerer Ueberschauung des intellectuellen Standpuncts. In den Gränzen dieses Typus und dem Verhältniß der darin zusammenwirkenden Potenzen liegen, was jedoch hier nicht der Ort zu entwickeln ist, alle Verschiedenheiten der menschlichen Intellec-

tualität, die in jedem Menschen, wie verdunkelt es immer seyn mag, vorzugsweise auf Einen Punct hin bezogen ist. Darum schien es mir nothwendig, um Schiller, den jeder als Dichter fühlt, auch so viel dieß möglich ist, dem Begriff nach, als Dichter zu schildern, vorzüglich von seiner ganzen Geistesrichtung, und namentlich von seiner philosophischen, zu sprechen. Gerade um sein Dichtergenie zu charakterisiren, redete ich von dem, worin er die Bahn des Dichters zu verlassen schien. Die Schilderung einer großen geistigen Natur setzt nothwendig wieder einen genialen Blick in das Wesen und Zusammenwirken aller, sich individuell vertheilenden Intellectualität voraus. Ich darf daher nicht die Hoffnung nähren, den Leser wirklich ganz auf den Standtpunct geführt zu haben, Schillers Eigenthümlichkeit, wie er sie bisher empfunden hat, nunmehr auch klar und entschieden in ihrem Zusammenhange zu übersehen. Bin ich hierin aber nur einigermaßen

glücklich gewesen, so können Schillers philosophische und historische Bestrebungen nicht bloß als eine vielseitige Geistesbildung, noch weniger aber als ein unsichres Umhersuchen nach seinem wahren Beruf, sondern beide nur als mit den poetischen aus einer und eben derselben tiefen, reichen und mächtigen Urquelle in ihm hervorbrechend erscheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung, innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Contrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise kein andrer älterer, noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen

Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben. Man kann sich im Geiste nichts, als ruhend, und gelegentlich zur Thätigkeit übergehend, nichts getrennt und abgesondert auf einander einwirkend denken. Was in ihm ist, ist nur durch Thätigkeit, was er in sich faßt, ist Eins, nur verschieden durch Spannung und Richtung, die oft durch den Impuls verschiedener, ja entgegengesetzter Kräfte gegeben wird. Der Gedanke jedes Augenblicks trägt den ganzen in diese Gestaltung gegossenen Geist. Dieß energische Erscheinen der ganzen Intellectualität in dem einzelnen Gedanken macht Schiller, was nur aus der Energie der wirklichen Verknüpfung in ihm selbst entsprang, vorzugsweise fühlbar. Das schöne Bild, durch das er in der Macht des Gesanges die Dichtung überhaupt charakterisirt: ein Regenstrom aus Felsenrissen u. s. w. steht in besonderer Beziehung auf die seinige. Was ihn aber daneben, wenn es auch für seinen

Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit bloß, sondern ganz eigentlich Uebermacht.

Wenn gleich diese ihn sichtbar, auch als Dichter, hob und empor trug, so mußte ebendarum unläugbar auch sein Dichten aus einer doppelt energischen Kraft hervorgehen. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an sich, darum aber fällt doch auch dem Künstler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Loos. Auch sie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigner Natur, und diese war Schillern gerade durch die Vorzüge seiner Eigenthümlichkeit erschwert. Sein Ziel war ihm höher gesteckt, weil er das Ziel aller Dichtung klarer vor sich sah, ihre verschiedenen Bahnen sicherer über-

maß,

maß, das ganze Getriebe des geistigen Wirkens, wenn dieser Ausdruck auf das Walten der höchsten Freiheit übergetragen werden kann, heller durchschaute. Er erkannte das Ideal in seiner ganzen, von ihm aber immer erhebend, nicht niederdrückend empfundenen Größe, und indem er, nach seiner eigenen lichtvollen Eintheilung, durchaus zur Classe der sentimentalischen Dichter gehörte, so steigerte seine Individualität noch den Begriff dieser Gattung. Zugleich schwebend über seinen eigenen und den Leistungen Anderer, war er nicht bloß Schöpfer, sondern auch Richter, und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit sich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber, wie in Allem, wirkte wieder die Totalität seiner Natur. Niemand drang so sehr, als er, auf die absolute Freiheit des sinnlichen

Stoffs, auf seine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anschauung und der Phantasie, und daß er dieß that, war nicht etwa Folge theoretischer Ideen. Er schöpfte vielmehr diese erst selbst aus dem gleichen, ihn beherrschenden, mächtigen inneren Drange. Was anderen sentimentalischen Dichtern begegnete, eben darum, weil sie dieß waren, in ihren Werken weniger plastisch zu seyn, ihnen weniger sinnliche Gestaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen wieder von selbst verliert, als sie ihn in eine von beiden verschloß, und wenn er dieses Vorrecht mit einigen der größesten Dichtergenie's theilte, so gesellte sich dazu noch in ihm, daß er schon in die Idee selbst die

Forderung absoluter Freiheit des sich idealisch bildenden Sinnenstoffs legte.

Das bloß Rührende, Schmelzende, einfach Beschreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anschauung und dem Gefühl genommene Gattung der Dichtung findet sich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine Geisterstimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wieder zu geben scheinen, und in denen man Schillers intellectuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem sanften Widerschein erkennt. Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenie's aber enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens

durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt, und dieß Alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiednen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Gränzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht, und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was ich über Schillers rastlose Geistesthätigkeit und

die enge Verbindung seines dichterischen Genie's mit der mächtigen Kraft gesagt habe, die in ihm Alles in das Gebiet ihres Denkens zog, so wird man jetzt besser die Epoche verstehen, in welche der nachfolgende Briefwechsel fällt, und die ich im Vorigen als die kritische in seiner poetischen Laufbahn ansah. Jede große poetische Arbeit fordert eine Stimmung und Sammlung des Gemüths, die Schiller, als er nach Jena zurückkehrte, seit Jahren vermißte. Zum Theil lag die Schuld wohl in dem Plane zum Wallenstein, den er lange bei sich trug, ehe er wirklich Hand an die Arbeit legte. Dieser Stoff war in seinem Umfange zu gewaltig, und, seiner Beschaffenheit nach, zu spröde, um nicht der größesten Zurüstungen vor seiner Ausführung zu bedürfen. Wer dieses Gedicht richtig zu würdigen versteht, wird erkennen, daß es eine wahre poetische Riesenarbeit ist; selbst Schillers formender Geist vermochte diesen weit ausgreifenden Stoff doch nur in drey zu-

sammenhängenden Stücken zu bezwingen. Allein auch die Forderungen, welche Schiller an seine theatralischen Werke machte, hatten sich gesteigert; da das schöpferische Genie augenblicklich feierte, trat desto geschäftiger die richtende Kritik, und nicht ohne Besorgnisse, an ihre Stelle. In allem künstlerischen Schaffen verlangt die Zuversicht das Beispiel des schon wirklich Gelungenen. Dieß fehlte Schillern hier, nicht nach dem Urtheil seiner Nation, aber nach seinem eigenen. Die früheren Stücke konnten ihm nicht als Beglaubigungen des Talentes gelten, dessen Entwicklung ihm jetzt allein seiner und der Kunst würdig erschien. Don Carlos war durch äußere Umstände in einem langen Intervalle gedichtet worden, und die Einheit und Gluth der ersten Auffassung hatten die Länge der Arbeit nicht überdauert. So glaubte Schiller am Anfange einer neuen Laufbahn zu stehen, und wirklich drückte er, da er sich einmal der Fesseln entledigt hatte, die seinen

neuen Aufflug hemmten, der Tragödie ein Gepräge auf, mit dem sie niemals vorher die Bühne betreten hatte. Zugleich fiel dieß in eine Zeit, wo Schillers inneres Bestreben vorzüglich ein philosophisches war. Denn es ist nicht zu verkennen, daß zur Zeit, unmittelbar nach der Arbeit am Don Carlos, er bemüht war, die in ihm rege gewordenen philosophischen Ideen zur Klarheit und Bestimmtheit zu bringen. Schon die Wahl des Don Carlos zum Gegenstand einer Tragödie war, wie man aus den Briefen über ihn sieht, nicht frei vom Antheil dieses innern, auf Ideen gerichteten Triebes, und dieß in seiner Art einzige, im Einzelnen mit der ganzen Fülle des Schillerschen Genie's ausgestattete, wenn gleich in der Form und Zusammenfügung des Ganzen nicht, gleich den spätern, gelungene Stück verräth die Spuren dieses Ursprungs. Ein innerer, auf Ideen gerichteter Trieb war es in der That; da er aber in dem Erscheinen der Kantischen Philosophie Nahrung fand,

und nachdem er sich einmal in Anmuth und Würde in bestimmter Klarheit auszusprechen begonnen hatte, lag die vollendete Ausbildung des in diesem Aufsatze angedeuteten und theilweise ausgeführten Systems als eine innere Aufgabe in Schiller, die, seiner Individualität nach, gelöst seyn mußte, ehe er in ein andres Gebiet übergehen konnte. Es war ihm unmöglich, etwas Unklares oder Ungewisses in seinem Geiste zurückzulassen, so lange er nicht die Hoffnung aufgeben mußte, es zur Klarheit und Gewißheit zu bringen, die Ideen, welche die Grundsäulen seines ganzen intellectuellen Strebens ausmachten, mit denen er sein poetisches Schaffen, das Element seines Lebens, unauflöslich verschwistert sah, sobald es ihm Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens wurde, mußten bis zu ihren Endpuncten hin rein ausgesponnen vor ihm liegen. Beharrlichkeit der Ausdauer war ein charakteristischer Zug bei jeder Arbeit in Schiller, und so ruhte er nicht eher, bis die ihm

von seiner innersten Natur gestellte Aufgabe in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen gelöst war. Bis dahin aber konnte er auch nichts Anderes ergreifen. Was seinen Geist anzog, beschäftigte ihn immer ausschließlich und ganz.

Es ist sehr merkwürdig, wie in der Periode, von welcher hier die Rede ist, die beständig in Schiller fortlebende Sehnsucht nach dramatischer Dichtung, langsam, aber immer allmählich sich Luft machend, die Oberhand über das philosophische Streben gewann. Im ersten Jahre seiner Rückkehr nach Jena beschäftigten ihn noch ausschließlich die ästhetischen Briefe und gelegentliche historische Arbeiten. Dann blühte die Poesie, zuerst nur in kleineren lyrischen und erzählenden Gedichten, ihm auf, und die Philosophie näherte sich in den Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung in mehr leichter und heiterer Form der nun schon herrschend werdenden Arbeit der Phantasie. End-

lich begann der Wallenstein. So trat Schiller wie in ein leichteres, ihm eigenthümlicheres Element, in die glänzende dichterische Periode seiner letzten Jahre, die dann durch nichts weiter unterbrochen wurde. Sein, wie er uns auch schmerzlich bewegt, großer und schöner Tod führte ihn mitten in einer schon herrlich zurückgelegten und mit immer weiter strebender Kraft verfolgten Laufbahn hinweg.

In jene Periode der Rückkehr Schillers zur dramatischen Dichtung fällt auch der Anfang seines vertrauteren Umgangs mit Goethe, und gewiß als die am stärksten und bedeutendsten mitwirkende Ursache. Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuthigt auf seiner eigenen Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den Andern in seinen Pfad herüber, oder

brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eignen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht. Mehr aber darüber zu sagen, würde theils überflüssig seyn, theils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Goethe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dieß einzige Verhältniß ausgesprochen, daß so Gesagtem noch etwas hinzuzufügen Niemand versucht werden kann.

In dem Briefwechsel mit mir gibt es Stellen, wo Schiller seinem Dichterberufe zu mißtrauen scheint, und Aehnliches findet sich in Körners Lebensbeschreibung angeführt. Ich erwähnte auch dessen schon im Anfange dieser Vorerinnerung. Solche augenblickliche

Aufwallungen, so wie der sonderbare Mißgriff, sich mehr für epische, als dramatische Dichtung geboren zu halten, werden Niemanden irre machen, der mit dem menschlichen Kopfe und Herzen vertraut ist. Nie hat einer, wenn man Momente einzelner Verstimmung ausnimmt, so klar und entschieden gewußt, was er durch seine Natur wollen und suchen mußte, nie einer sein Streben und sein Gelingen so richtig und unbefangen gewürdigt, als Schiller; nie war einem mehr, als ihm, unsichres Umhertappen nach seiner naturgemäßen Bestimmung fremd und verhaßt. Seine Bestimmung war aber offenbar die dramatische Dichtung. Die Schärfe der Einbildungskraft, die Alles auf Einen Punct hinführt, die Fähigkeit, auf einen gewaltigen Effect hinzuarbeiten, die höchste Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen, und die erhabenste Lösung in der Idee daran zu knüpfen, welches Alles durch Schillers Individualität unmittelbar gegeben war, sagt vorzugsweise

dieser Dichtungsart zu, deren Charakter sich, nach Goethe's treffender Bemerkung, daraus ableiten läßt, daß sie ihren Gegenstand in die Gegenwart versetzt. Denn auch sie sammelt ihre ganze Wirkung auf Einen Endpunct, verfolgt mehr eine Linie, als sie sich auf eine Fläche verbreitet, und steht, wie auch der Gedanke, in engerem Bunde mit der Zeit, als mit dem mehr, der Anschauung zusagenden Raume. Wenn Schiller dieß, und selbst den dichterischen Genius in ihm augenblicklich zu verkennen schien, so war es in den besten Momenten dieses Mißtrauens, die Höhe des Ideals, die den Blick schwindeln macht, und die immer am Erreichen des erwünschten Ziels zweifelnde Heftigkeit der tiefen inneren Sehnsucht.

Des Einflusses, den äußere Umstände auf den Wechsel in Schillers Beschäftigungen ausüben mochten, habe ich mit Absicht gar nicht erwähnt. Allerdings zwar wurden die prosaischen Aufsätze großentheils durch

die Thalia und die Horen, die Gedichte durch die Musenalmanache hervorgerufen. Der erste von 1795 veranlaßte geradezu alle, die er von Schiller enthält; keines stammt aus einer früheren Periode. Demungeachtet lag dieser wechselnde Uebergang von poetischen zu philosophischen, prosaischen zu rhythmischen Arbeiten hauptsächlich und im Ganzen allein in der oben geschilderten Geistesstimmung Schillers. Nur weil das Große, was er in sehnender Erwartung in sich trug, noch nicht seine Reife erlangt hatte, weil die Sammlung und Stimmung des Gemüths noch nicht vollkommen war, welche die einzig mögliche Zurüstung zu künstlerischem Schaffen und Dichten ist, ließ er sich zu Unternehmungen dieser Art gehen, die ihm hernach allerdings bisweilen störend erschienen, allein mehr schienen, als es in der That waren. Bewundernswürdig blieb dabei, wie diese äußeren Motive ihm niemals Anlaß zu mittelmäßigen Arbeiten wurden, und wie die

Nöthigung (denn so mußte man es oft bei Arbeiten, zu bestimmten Zeiten zugesagt, nennen) sobald sich die glücklich empfangene Idee dem Geiste darstellte, in schöne Freiwilligkeit überging, die jede Spur des äußern Ursprungs in dem Werke selbst austilgte. Denn Niemand wird selbst den weniger bedeutenden unter den Almanachs = und Horen-Gedichten den Stempel ächter Genialität absprechen vermögen.

Was seine spätern dramatischen Werke vorzugsweise auszeichnet, ist erstlich ein sorgfältigeres und richtiger verstandenes Streben nach einem Ganzen der Kunstform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenstände, durch die sie in eine größere und reichere Weltumgebung treten, und höhere Ideen sich an sie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Prosaischen durch einen reineren Schwung des Poetischen in Darstellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Puncten ist der Begriff der von einem Gedicht zu

fordernden Kunst in ihnen gesteigert, und indem die lebendige poetische Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieser wieder auch in höherem Sinne Natur. In mehreren Stellen seiner Briefe gibt Schiller die größere Rücksicht auf die Form des Ganzen als den eigentlichen, von ihm gemachten Fortschritt an, und tadelt das Hängen am Einzelnen, und die durch Vorliebe geleitete Behandlung der Theile. Viel früher aber spricht er dieß höchste Erforderniß eines Kunstwerks wundervoll klar und schön in den Künstlern aus. Was er unter einer solchen Behandlung eines dramatischen Stoffes verstand, zeigte er gleich an dem schwierigsten in dieser Hinsicht, am Wallenstein. Alles Einzelne in der großen, so unendlich Vieles umfassenden Begebenheit sollte der Wirklichkeit entrissen und durch dichterische Nothwendigkeit verbunden erscheinen; alle Grundlagen, auf welche der kühne Held sein gefahrvolles Unternehmen stützen wollte, alle Klippen, an welchen es schei-

scheiterte, die politische Lage der Fürsten, der Gang des Krieges, der Zustand Deutschlands, die Stimmung des Heers, sollte vor den Augen des Zuschauers dichterisch und anschaulich dargestellt werden. Selten hat ein Dichter größere Forderungen an sich und seinen Stoff gemacht, wenn man Shakespeare ausnimmt, nicht leicht ein zweiter eine solche Welt von Gegenständen, Bewegung und Gefühlen in Einer Tragödie umfaßt.

Die auf Wallenstein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete. In der That bestand sein Leben darin, daß er als Dichter übte, was er irgendwo vom idealisch gebildeten Menschen überhaupt sagt, soviel Welt, als er mit seiner Phantasie zu erfassen vermochte, mit der ganzen Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen in sich zu ziehen und in die Einheit der Kunstform zu verschmelzen. Daher sind seine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, sondern Geburten eines

immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtiger eingesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst. Tiefer in sie einzugehen ist meine Absicht nicht. Die in dieser Vorerinnerung niedergelegten Betrachtungen haben nur den Endzweck, den hier nachfolgenden Briefwechsel in den ganzen Entwicklungsgang Schillers einzupassen. Sie finden daher ihren natürlichen Endpunct in dem entschiedenen Beginn der Periode seiner letzten Trauerspiele. Diese haben längst das Urtheil der Mitwelt erfahren; sie können mit Ruhe das der nachfolgenden Geschlechter erwarten. Lange noch werden sie die Bühne beschäftigen, dann ihren Platz in der Geschichte deutscher Dichtung einnehmen. Der Dichter führt nicht neue Wahrheiten ans Licht, sammelt nicht Thatsachen. Er wirkt in der Art wie er schafft; der Phantasie aller Zeiten führt er Gestalten vor, die erheben und bilden, er leistet dieß in der Form, in die er seine Gegenstände kleidet, in den Charakteren,

mit welchen er die Menschheit idealisch bereichert, in seinem eignen, aus allen seinen Werken widerstrahlenden Bilde. So begeisternd, und bildend durch Erhebung und Rührung, wird auch Schiller lange und mächtig auf seine Nation fortwirken.

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen, und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunct gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja wie er es in einem der hier folgenden Briefe bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle, so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber so lange es währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von Niemand läßt

sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß „er die Angst des Irdischen von sich gewor„fen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben „in das Reich des Ideales geflohen war“; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.

Tegel im Mai 1830.

W. v. Humboldt.

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Wilhelm von Humboldt

in

den Jahren 1792 bis 1805.

I.

Erfurt, den 3 Mai 1792.

Wenn Sie diesen Brief aufbrechen, theuerster Freund, erwarten Sie wahrscheinlich die Nachricht von der Niederkunft meiner Frau. Wie sehr werden Sie sich aber wundern, wenn Sie statt dessen eine ganz andere Geburt erblicken. Allein es muß mit dem Hervorbringen eine ansteckende Sache seyn; denn so lange wir drei hier zusammen sind, vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, sey's nun ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufsatzes zur Welt kommt. Nur das Eine, was wir allein eigentlich Alle erwarten, bleibt noch immer zu unser aller Staunen aus.

Sie erhalten also hier ein poetisches Machwerk von mir, lieber Freund, und Sie verzeihen, daß ich mich damit gerade an Sie wende. Aber wenn ich überhaupt Niemandes Urtheil so sehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, so bin

ich auch bei Niemanden so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen so oft bei so Vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Product gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, sowohl dieß, als jedes seiner einzelnen Theile, mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend seyn, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belehrung. Aber auch diese Gründe würden mich nicht bewogen haben, Ihnen mit meinen Versuchen beschwerlich zu werden, wenn ich mich nicht gerade jetzt in einer Stimmung befände,

in welcher mir Ihr Urtheil noch mehr als wichtig, in der That nothwendig ist. Darum nun erlauben Sie mir, Ihre Freundschaft, von der Sie mir schon so machen gütigen Beweis gaben, um eine Gefälligkeit anzusprechen.

Ich beschäftigte mich in diesen Tagen mit dem Pindar. Seine wunderbar einfache Größe, die Kühnheit seiner Bilder, die Stärke des Ausdrucks, mit einem Worte das ganze ächte Gepräge des wahrhaft großen und tiefen Geistes ergriff mich stark. Ich übersetzte die ersten anderthalb Strophen der zweiten Ode, und, ohne an eine Uebersetzung auch nur dieser ganzen Ode zu denken, schrieb ich sie hin. Ich zeigte sie Carolinen und meiner Frau, sie gefielen ihnen, sie munterten mich auf, fortzufahren, und so entstand nach und nach, was Sie hier sehen. Von diesem Fortgange — da mir doch eine Uebersetzung, einerlei welche, geglückt ist — und von dem Beifall der beiden Frauen — den ich aber vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke —

aufgemuntert, habe ich jetzt, ich kann es nicht läugnen, eine sehr grosse Lust, mehrere Versuche zu wagen. Wenn ich nun auch glauben dürfte, mit gehörigem Fleiß, des Griechischen hinlänglich Meister zu seyn, wenn ich mir sogar schmeicheln könnte, die so nothwendige Gewandtheit des deutschen Ausdrucks zu besitzen; so sind doch die Schwierigkeiten, die einen Uebersetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, so groß, so habe ich vorzüglich nie eigentlich poetisches Talent in mir wahrgenommen, und so kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht Verse zu machen, ohne von Genie oder wenigstens Talent unterstützt zu seyn, unnütz versplittert. Darum vorzüglich wage ich es, Sie, theurer Freund, um Ihr völlig offenes, wahres Urtheil zu bitten. Sie sehen hier eine Probe, und eine wenigstens insofern entscheidende Probe, als die erste Lust sie begünstigte, und als ich ihr allen Fleiß gewidmet habe, dessen ich wenigstens jetzt fähig war.

Finden Sie in mir, nach ihr, keinen Beruf zu Arbeiten dieser Art; so sollen Sie mich gewiß folgsam sehen, und so erwerben Sie sich ein wichtiges Verdienst um meine Zeit. Meinen Sie, ich könnte bei länger sich übendem Fleiß etwas leisten, so können Sie mir vielleicht, besonders in Absicht des bei dieser Gattung so schwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweisung geben. Ueber das von mir gewählte Silbenmaß habe ich hinten ein paar Worte gesagt. Bei der Uebersetzung habe ich übrigens die genaueste Treue zu erreichen gesucht, und nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche gemieden. In der 4 Antistr. werden Sie eine Variante finden. Das Nebengeschriebene gefiel uns mehr, aber es schien mir nicht deutlich genug.

Caroline meint, Sie würden der Ode einen Platz in Ihrer Thalia vergönnen. Wie schmeichelhaft mir dieß seyn würde, kann ich Ihnen nicht sagen. Indeß bitte ich Sie recht herzlich, es nicht anders zu thun, als wenn Sie in jedem Verstande mit Ehren erscheinen

kann. Ich kann darüber nicht Richter seyn. Es hat Momente gegeben, wo ich sie sehr schön hielt; und jetzt versichere ich Sie, scheint sie mir wieder kaum mittelmäßig.

Doch endlich genug von der Ode. Ich wollte Ihnen noch mancherlei sagen. Aber der Pindar hat mir das ganze Blatt gefüllt. Ich eile also zum Schluß.

Caroline und meine Frau umarmen Sie, und Lottchen herzlich. Caroline hätte selbst geschrieben, aber sie ist nicht ganz wohl. Mit nächstem Posttag wird sie selbst schreiben. Der Coadjutor erinnert sich Ihrer unendlich oft und freuet sich sehr, Sie vielleicht bald einmal hier zu sehen. Dieß Vergnügen, sey es nun hier, oder in Rudolstadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, ist auch uns eine überaus frohe Aussicht. Versichern Sie Ihrer lieben Frau meine innigste Freundschaft, und leben Sie recht wohl. Ewig der Ihrige

H.

II.

Auleben, den 12 Septbr. 1792.

Sie verzeihen es mir wohl, theuerster Freund, wenn ich Ihnen mit einem kleinen Auftrag beschwerlich zu fallen wage, der mir aber jetzt gerade sehr wichtig ist, und wegen dessen ich mich an sonst Niemand zu wenden weiß.

Ich wollte meine Abhandlung über die Gränzen der Wirksamkeit des Staats, die Sie im Manuscript bei sich haben, in Berlin drucken lassen, und würde auch ohne Anstand einen Verleger gefunden haben. Allein manche Schwierigkeit erregte mir die Censur. Der eine Censor verweigerte sein imprimatur ganz, der andere hat es zwar ertheilt, allein nicht ohne Besorgniß, daß er deßhalb noch künftig in Anspruch genommen werden könne. Da ich nun alle Weitläuftigkeiten dieser Art in den Tod hasse, so bin ich entschlossen, die Schrift außerhalb drucken zu lassen. Da nun aber kenne ich Niemanden, an den ich mich etwa wenden könnte, als Göschen. Da die Abhandlung po=

litischen Inhalts ist, woran das Publicum jetzt vorzüglich Interesse zu finden scheint, und die Bogenzahl so gering ist, daß die Auslagen dabei nur unbeträchtlich seyn können; so zweifle ich nicht, daß Göschen den Verlag übernehme. Ich würde ihm nun geradezu selbst geschrieben haben, allein ich fürchte, daß, im Fall er mir eine abschlägliche Antwort geben möchte, dieß ihn geradezu gegen mich genirte, und vielleicht um so mehr, als er meine Frau persönlich kennt.

Meine ganze Bitte an Sie, theuerster Freund, bestände also allein darin, daß Sie bloß Göschen die Sache schrieben (doch so, daß der Censuranstand in Berlin nicht weiter bekannt würde), ihm, wenn Sie es für nöthig hielten, das Manuscript mitschickten und ihn ersuchten, sich bestimmt zu erklären, ob er den Verlag zur Ostermesse 1793 übernehmen wolle?

Da Sie gewiß Ihrer eigenen Angelegenheiten wegen, oft an Göschen schreiben; so denke ich, macht Ihnen die Besorgung dieses kleinen Auftrages keine Mühe, und mir erweisen Sie

in der That eine überaus große Gefälligkeit dadurch. Nur muß ich Sie bitten, wenn es Ihnen möglich ist, bald an Göschen zu schreiben, und mich auch seine Antwort, so bald Sie können, wissen zu lassen. Denn ich kann mich nicht eher bestimmt in Berlin erklären, welches doch nothwendig ist.

Die Correctur könnte ich, wenn Göschen in Leipzig oder Erfurt drucken ließe, durch Bekannte, und an letzterem Ort, auch zum Theil selbst besorgen.

Caroline schreibt uns noch, daß einige Ideen meiner Abhandlung Sie nicht ohne Interesse gelassen haben, und daß Sie selbst sich jetzt mehr mit diesen Gegenständen beschäftigen. Sie selbst versprachen mir schon einmal halb und halb die Mittheilung einiger Ihrer Ideen. Welch ein angenehmes Geschenk würden Sie mir damit machen! Wie wäre es aber, wenn Sie sie in Gestalt einer Vorrede, oder eines Anhangs, oder wie Sie sonst wollten, mit oder ohne Ihren Namen, meiner Abhandlung beifügten.

Es versteht sich, daß dieß nur ein hingeworfener Einfall ist. Aber es scheint mir zu interessant, wenn ein Mann von Ihrem Geiste, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieser Materien, und also von ganz anderen, neuen und originelleren Gesichtspuncten ausgehend, diesen Gegenstand behandelte; und der Kreis Ihrer schriftstellerischen Arbeiten bietet Ihnen sonst nicht leicht, wenn Sie nicht Lust hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuspinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, sie gelegentlich einzuweben.

Meine Frau und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind wohl, und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben.

Wir umarmen Sie und Lottchen auf's herzlichste. Leben Sie recht wohl, und sagen Sie mir bald ein Wort. Ewig Ihr

H.

III.

Auleben, den 7 December 1792.

Endlich, theurer Freund, habe ich Antwort von Biester und die Abschrift meines Manuscripts zurückerhalten. Er sagt mir, daß er, außer dem 5ten Abschnitt über den Krieg, noch den 8ten über Sittenverbesserung, und den 6ten über öffentliche Erziehung abdrucken lassen. Es thut mir leid, daß es so viel geworden ist, allein ich erfuhr zu spät, daß Sie mir einen Platz in Ihrer Thalia vergönnen wollten, und er versichert, er habe es nicht mehr abändern können. Da ich nun das Manuscript wieder zurück habe, so bin ich bereit, die neue Durchsicht, und die Aenderungen, die mir noch nothwendig scheinen, nun anzufangen, ob ich gleich noch selbst nicht bestimmen kann, ob ich viel abändern werde. Indeß mache ich mich doch an die Arbeit, sobald ich nur von Ihnen, liebster Freund, Antwort erhalten habe. Um diese ersuche ich Sie aber jetzt recht herzlich, und sollten Sie selbst nicht Zeit haben, so bitten Sie

ja wohl Lottchen, mir sie mit einigen Zeilen zu schreiben. Verzeihen Sie meine zudringliche Bitte. Aber Sie haben sich einmal so gütig für die Abhandlung interessirt.

Was sagen Sie zu den Vorfällen am Rhein? Der Coadjutor berührt sie in seinem letzten Brief an mich nur kurz. „Sie haben mich gerührt", schreibt er mir, „aber nicht erschüttert."

Caroline schreibt uns, daß Sie Lust zu einer Reise nach Paris haben. Wenn es Friede ist, und Sie uns mitnehmen wollen, so sind wir augenblicklich von der Partie. Ich wünschte auch sehr Paris wieder zu sehen, um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu.

Ich habe vor einigen Tagen Ihren Kalender dieses Jahres erhalten, und zum Theil gelesen. Die Schilderung der Schlacht bei Lützen

hat mich hingerissen. Sie ist unnachahmlich dargestellt.

Lina umarmt Sie und Lottchen herzlich. Unsere Kleine ist wohl, und verspricht, sich auf der Pariser Reise recht artig und still aufzuführen.

Leben Sie recht wohl, theurer Freund, und vergessen Sie nicht Ihren

H.

IV.

Aulében, den 14 Januar 1795.

Verzeihen Sie, mein theuerster Freund, daß ich Ihnen auf Ihr letztes Briefchen noch nicht antwortete. Aber Wolf aus Halle, der mich auf einige Tage besuchte, verhinderte mich daran.

Es thut mir leid, daß Göschen meine Abhandlung nicht in Verlag nehmen kann. Ich hätte sie vorzüglich, damit sie unter Ihren Augen gedruckt werden könnte, bei Weitem lieber

ihm, als einem Anderen gegeben; und außerdem ist es mir unangenehm, daß Sie, lieber Freund, jetzt noch mehr Schreiberei darum haben. Indeß ist mir ein anderer Weg eingefallen, über den ich mir Ihre Meinung erbitte. Wenn, wie ich glaube, Göschen die wahre Ursache angegeben hat, so nähme er vielleicht das Werkchen in ein oder zwei Jahren, und mir wäre es lieb, wenn man so lange damit wartete. Ich habe schlechterdings keine Eile damit, und gewänne vielmehr dadurch Zeit zu einer Umarbeitung einzelner Abschnitte, die ich zum Theil für nothwendig halte, an die ich aber jetzt, da ich mir einmal für die nächsten Monate ganz andere Beschäftigungen gewählt habe, nicht kommen würde. Der Gegenstand selbst ist von allem Bezug auf momentane Zeitumstände frei, und so, dächte ich, gewännen sowohl die Leser als die Ideen selbst, für die Sie sich zu interessiren scheinen.

Für den Abdruck in der Thalia und das übersandte Exemplar sage ich Ihnen meinen

herzlichsten Dank. Caroline forderte in ihrem Namen noch anderes Manuscript von mir. Aber es muß wohl ein Mißverständniß seyn. Sie haben ja das Ganze. Aus dem jetzt Abgedruckten kann ich nicht recht sehen, theuerer Freund, wie weit Sie noch drucken wollen. Lassen Sie es mich doch wissen, und haben Sie die Güte, bei Ihrer Bestimmung auch darauf Rücksicht zu nehmen, ob nicht, wenn noch viel mehr abgedruckt würde, dieß dem künftigen Verkauf des Ganzen nachtheilig seyn könnte?

Wenn Sie meinem Plan, den Druck aufzuschieben, Beifall geben, und das in der Thalia Angefangene vollendet haben, schicken Sie mir wohl mein Manuscript zurück.

Einige Aenderungen habe ich in der Thalia mit innigem Vergnügen bemerkt, und werde gewiß diesen Winken künftig folgen.

Sollte es Ihnen an Zeit mangeln, mir selbst hierauf zu antworten, so haben Sie wohl die Freundschaft, Carolinen darum zu bitten.

Caroline und ich umarmen Sie Drei herzlich. Ewig Ihr

H.

V.

Auleben, den 18 Januar 1795.

Ganz unerwartet, theuerster Freund, schreibt mir Caroline, daß Sie einen Verleger für meine Schrift haben, und ein deutlicher geschriebenes Manuscript wünschen, um es ihm zu schicken.

Sie werden aus meinem letzten Briefe ersehen haben, daß ich jetzt vielmehr einen Aufschub des Drucks wünschte, und, als ich neulich die Abhandlung noch einmal durchging, fand ich in der That nicht bloß viele Stellen, die einer Aenderung, sondern auch einige, die einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen. Sie selbst, lieber Freund, waren zuerst dieser Meinung und werden darum um so mehr mit mir darüber übereinstimmen. Je mehr mich auch die vorgetragenen Ideen interessiren, und je günstiger ich

sogar von meiner Arbeit urtheile, um so weniger könnte ich mir die Nachlässigkeit verzeihen, ihr nicht diese letzte Sorgfalt gewidmet zu haben. Für jetzt aber und die nächsten Monate habe ich nicht allein ganz heterogene Beschäftigungen, sondern es fehlt mir auch theils an Stimmung, theils sogar an einigen Büchern, um an diese Revision zu gehen. Ueber Einiges möchte ich sogar durch Gespräch meine Ideen erst klarer machen können. Alles dieß hat mich nun zu dem festen Entschluß gebracht, die Herausgabe, wenn es noch möglich ist, aufzuschieben, und zwar auf unbestimmte Zeit, da, wie lang oder kurz eine bestimmte seyn möchte, alles Gebundenseyn in dergleichen Dingen so unangenehm ist.

Ich kann aus der guten Caroline Brief nicht sehen, inwieferne Sie, mein Theurer, schon sichere Abrede getroffen haben. Haben Sie aber mit dem Buchhändler noch nicht abgeschlossen, und können Sie noch zurückgehen, so bitte ich Sie, ihm zu schreiben, daß der Ent=

schluß über die Zeit der Herausgabe der Schrift geändert sey, daß also jetzt keine weitere sichere Abrede genommen werden könne, daß ich aber, wenn ich mit den noch vorzunehmenden Aenderungen fertig wäre, mich an ihn abermals wenden, und bei ihm anfragen würde. Wahrscheinlich würde er doch bei einer zweiten Anfrage gleich geneigt seyn, und wäre er es nicht, so ist vielleicht dann Göschen frei, oder ich finde einen Andern.

Haben Sie aber schon mit ihm abgeschlossen, und wäre es nicht zu ändern, welches mir freilich sehr unlieb wäre, so müßte ich Sie doch bitten, mit ihm die Abrede zu treffen, daß das Buch erst Ostern 1794 oder frühestens Michaelis d. J. erschiene. Dieß wäre mein kürzester Termin, und er gewänne ja auch durch die auf seinen Verlagsartikel gewandte Zeit. Indeß wäre mir das Erste bei Weitem immer das Liebste.

Das deutlicher geschriebene Manuscript, Lieber, habe ich gerade verliehen. Indeß ist es ja auch nun, nach meinem jetzigen Entschluß,

nicht nöthig. Denn zum Druck wäre es ja auch viel zu früh; und sollte er es nur sehen, um sich erst fest zu entschließen, so können sie ja noch zurückgehen und thun es nun ja auf alle Fälle. Auch kann es seyn, daß nach der Umarbeitung nicht einmal die Bogenzahl gleich bleibt.

Werden Sie mir nicht böse, theurer Freund, über die vielen Bemühungen, die meine Angelegenheit Ihnen verursacht. Schon oft hat es mir leid gethan, Sie überhaupt damit beschwert zu haben, und gewiß hätte ich es nicht gethan, wenn ich geglaubt hätte, es koste Ihnen mehr, als eine flüchtige Erwähnung in einem Briefe an Göschen.

Leben Sie innigst wohl, mein theurer unvergeßlicher Freund! Wie unendlich oft sehnen wir uns zu Ihnen hin! Ewig Ihr

H.

Sie haben wohl die Güte, lieber Freund, mir sobald Sie können, nur mit drei Worten den

endlichen Ausgang der Sache zu melden, und mir dann das Manuscript zurückzuschicken.

VI.

Jena, den 22 September 1794.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß Sie erst heute einen Brief von mir erhalten. Für den Inhalt werden Sie indeß dabei gewinnen. Wenigstens habe ich gestern allerlei Neuigkeiten eingesammelt. Die schlimmste von allen ist nun zwar die, daß unser kleiner Junge nun wohl gewiß die Blattern nicht bekommt. Stark und Hufeland, die ihn beide gestern gesehen, kamen darin überein, daß so gut als gar keine Hoffnung vorhanden sey, obgleich die absolute Unmöglichkeit erst mit Mittwoch etwa eintritt. Auf alle Fälle aber glaube ich, könnte die arme Lolo sicher mit Ende dieser oder dem Anfang künftiger Woche wieder herkommen; denn jene Möglichkeit ist, wie gesagt, äußerst klein. Dennoch sollen Sie bis Donnerstag mündliche oder

schriftliche Nachricht durch mich erhalten. — Freitag, als den Tag meiner Ankunft von W., habe ich mich ganz ruhig zu Hause verhalten. Sonntag früh besuchte ich Woltmann und Fichte. Bei dem Ersteren fand ich eine reiche Erndte, von der ich nur wenig Aehren lesen will. Zuerst versicherte er, mich und Sie oft fruchtlos besucht zu haben, und thut wenigstens, als wüßte er nichts von Ihrem Musenalmanach. Dagegen hat er mir gesagt, daß nicht Reinhard, sondern Gotter mit Dietrich wegen Fortsetzung des Bürgerschen contrahirt habe und finde darin den Grund von seinem Stillschweigen auf den Antrag der Horen. Die Staufen erhalten Sie nicht. Althof in Göttingen hat für gut befunden, sie mit mehreren anderen Sachen zum Besten des hinterlassenen Bürgerschen Sohnes drucken zu lassen. W. sagt freilich, daß das Geschenk ein wenig groß sey, indeß hätte er nichts mehr machen können. Dafür arbeitet er jetzt die Geschichte der Gracchen aus, und denkt, sie im Laufe des Octobers gewiß zu vollenden. Sie

werden etwa vier Bogen betragen. Wenn er diesen Gegenstand mit viel Politik umgibt, kann er interessant werden, indeß ist dieß bei dem Grundgesetz der Horen nur mit Feinheit und Behutsamkeit thunlich. Gelegentlich hörte ich auch, daß Bürger noch Gedichte von ihm gehabt hat. Diese läßt er sich jetzt aber zurückschicken, und ich zweifle nicht, daß er Sie gerne damit bereichern wird. Mit Fichte habe ich interessant gesprochen, sehr viel auch über Sie. Er erwartet von Ihnen sehr viel für die Philosophie. Sie hätten, sagte er, jetzt Ihr speculatives Nachdenken fast nach allen Seiten hin gerichtet. Das Einzige, was noch mangle, sey Einheit. Diese Einheit sey zwar in Ihrem Gefühl, aber noch nicht in Ihrem System. Kämen Sie dahin, und dieß hinge allein von Ihnen ab, so wäre von keinem anderen Kopf so viel und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten. Auch Goethe wünschte er für die Speculation zu gewinnen. Sein Gefühl leite ihn zu richtig. „Neulich, fuhr er fort, hat er

mir mein System so bündig und klar dargelegt, daß ich's selbst nicht klarer hätte darstellen können." Sie kennen diese Manier. Ihre Matthisson'sche Recension hat er gelesen, aber in den Ferien wird er sie studiren (dieser Strich bedeutet den Ton, mit dem er es sagte). Der D. Weißhuhn aus Schönrode, stellen Sie sich vor, ist schon seit vier Wochen hier, und wir wissen es nicht. Er soll, wie mir Fichte sagte, erst etwas schreiben, das Ihnen vorgelegt werden und ihn zu einem Mitarbeiter an den Horen legitimiren soll. Mir hat er einen Band Sinngedichte von ihm mitgegeben, denen ich den Geschmack nicht abgewinnen kann, d. h. den besten, denn die ganz scheußlichen erwähne ich nicht.

H.

VII.

Tegel, den 17 Julius 1795.

Ihr Brief ist, und zwar bis Berlin (denn von dort habe ich ihn unmittelbar erhalten) un=

begreiflich lange unterwegs gewesen. Ich bekam ihn erst den 15ten, also 9 Tage, nachdem Sie ihn abgeschickt hatten. Je grösser indeß meine Sehnsucht war, wieder etwas von Ihnen zu hören, desto innigere Freude hat er mir auch gemacht. Meine beiden haben Sie nun wohl schon erhalten.

Nach Lottchens Brief an meine Frau, die Sie beide herzlich grüßt, aber schwerlich selbst wird schreiben können, da sie ein Gerstenkorn am Auge hat, müßte ich beinahe fürchten, Sie litten wieder an Ihrem gewöhnlichen Uebel, liebster Freund, und wenn das Wetter bei Ihnen, wie hier ist, sollte es mich wenig wundern. Möge doch der Himmel Ihnen bald wieder recht heitere Stunden und völlig freie Stimmung geben.

Für die ausführliche Nachricht von Goethe's Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer; schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird. An dem Hymnus haben Sie gewiß eine gute Acquisition gemacht,

und es ist recht gut, daß es nicht der ganze ist. Denn dieser Hymnus besteht offenbar, obgleich Goethe es nicht finden will, aus zwei ganz verschiedenen Stücken, einem an den Delischen, und einem an den Pythischen Apoll. Wahrscheinlich hat doch Goethe das ganze erste Stück übersetzt, und nur dieß ist sehr schön, das andere ist wirklich mittelmäßig.

Woltmann ist doch immer noch brauchbar, wie ich sehe. Bei Gelegenheit seines Romans fällt mir ein, daß er den der Mereau neuerlich recensirt hat, und daß Sie die Recension lesen müssen. Sie steht im 180sten Stück der A. L. Z. Sie werden einige Ideen aus der Matthissonschen Recension und ein Stück aus einer Theorie der Idylle, das mich sehr erbaut hat, darin finden. Aus dem Buche selbst ist eine philosophische Stelle angeführt, die in der That sublim ist und in der das Ich göttlich prangt.

Wegen Gros habe ich mit Hardenberg gesprochen. Er ist noch immer der Meinung, ihn anzustellen.

Ich war indeß einen Tag in Berlin und melde Ihnen doch einige possierliche Dinge.

Zuerst über die Horen. Nichts als was wir längst hörten. Die Unterhaltungen mißfallen durchaus und total, auch der Procurator. Man klagt im Ganzen über Mangel an Leichtigkeit. Selbst die Epistel ist nicht verstanden worden. (!!) Der Dante gefällt nur mittelmäßig, Herder gar nicht. Entschiedenes und allgemeines Glück hat bloß Ihre Belagerung gemacht. Doch scheint auch Körner und überhaupt das 5te Stück gefallen zu haben. Der Nationalcharakter soll recht hübsch seyn, einige treffliche Ideen haben, und nur hier und da ungleich geschrieben seyn. Ueber die Verfasser ist man in der größten Verwirrung gewesen. Die Unterhaltungen hat man Goethe, den Fichtischen und Woltmannschen Aufsatz mir, meinen zweiten einem Unbekannten, der einige Ideen aus meinem ersten weiter ausgesponnen habe, die Belagerung Woltmann (!) zugeschrieben. Eine Dame hat Ihre Belagerung zu tactisch gefunden.

Hen-

Hennings hat schon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Recension der Schützischen Recension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Recensenten desto ärger umgehen soll.

Göckingk empfiehlt sich Ihnen, und findet sich durch Ihre Bitte um Beiträge zum Almanach sehr geehrt. Reinhard ist aber eben auf einer eigentlichen Reise um Beiträge in Berlin gewesen, und hat ihn ganz erschöpft. Ramler und Meyer fand ich noch nicht, allein wahrscheinlich gehören sie auch zu den Ausgesogenen.

Klopstock hat, ich denke auch im Archiv der Zeit, wieder ein grammatisches Gespräch erscheinen lassen, in welchem er die Kantische Terminologie durchzieht. Teleologische Urtheilskraft sey nach dem Object gemacht. Man wird bald sagen: das Baumische Auge.

H.

VIII.

Tegel, den 28 Juli 1795.

Schon nach Ihrer lieben Frau letztem Briefe an die meinige fürchtete ich, Ihre Krämpfe möchten sich bei dem üblen Wetter und Ihren Arbeiten häufiger einstellen, und leider sehe ich meine Besorgniß nur zu gegründet. Schonen Sie sich ja, theurer Freund, es ist ja für die Horen völlig, und für den Almanach auch fast ganz gesorgt, und die Arbeit ist nun für den Augenblick minder dringend. Doppelt schmerzt es mich jetzt, nicht in Jena zu seyn, es wäre Ihnen gewiß noch willkommener, ein paar Stunden täglich zu verplaudern, und wenn Goethe nicht da ist, so haben Sie schlechterdings Niemand.

Jacobi's Aufsatz amüsirt mich doppelt, da er meine Kunst zu rathen so anhaltend beschäftigt. Ihre Frau hat vergessen, mir auch nur den Titel zu schreiben, und außerdem, daß ich aus dem Briefe sehe, daß ein Brief an Ernestinen über die Kantische Moral eine Fortsetzung

davon seyn soll, weiß ich nun schlechterdings nichts. Indeß werde ich ihm doch noch heute antworten, weil ich ihn gern bei recht gutem Muth erhalten möchte.

Mein Leben ist seit meinem letzten Briefe so in seiner Einförmigkeit fortgegangen. Ich bin ein paarmal in Berlin gewesen, aber ohne eben etwas Interessantes zu erfahren. Zum Arbeiten bin ich wenig gekommen, obgleich meine Gesundheit um sehr Vieles besser ist, als Anfangs und als in Jena. Aber es sind der Zerstreuungen so viele, und alle darf ich nicht einmal, wegen der fortdauernden Kränklichkeit meiner Mutter, entfernen. Indeß denke ich noch ernstlich an die Louise und habe wieder allerlei Ideen dazu gesammelt.

Ramler habe ich wieder einmal nicht gefunden. Meyer ist, wie ich von sicherer Hand weiß, schon von Michaelis zu Beiträgen aufgefordert worden. Er hat aber zu einem Bekannten von mir hernach geäußert: „Sie hätten ihn neulich in Jena sehr kalt aufgenom-

men, und wenn Sie Beiträge wünschten, hätte er erwartet, daß Sie sich unmittelbar an ihn wenden würden.“ Bei so bewandten Umständen habe ich es für besser gehalten, ihn nicht weiter zu beunruhigen, und habe ihn nicht besucht. Mit so vornehmen Herren ist es schlimm umzugehen. Eben dieser Meyer hat auch geäußert, er habe Ihnen die Idee zum Geisterseher gegeben. Daraus ist denn freilich begreiflich, warum Sie, da Sie wahrscheinlich das Erhaltene verbraucht haben, keine Fortsetzung liefern können. Er ist eigentlich der Herausgeber des Archives der Zeit und zugleich Verfasser der meisten Aufsätze darin. In den letzten Stücken ist unter dem Titel „Flüchtiger Anblick der deutschen Literatur“ etwas über Wieland und Goethe, wovon mir beim Blättern das letzte recht gut schien. Es ist von ihm selbst.

Gentz, der sich Ihnen vielmals empfiehlt, und auch noch immer etwas zu liefern verspricht, hat mir das Posseltsche politische Journal bei Cotta überaus gelobt. Er erklärt es geradezu

für das beste jetzt. Ich habe ihn gebeten, es, wo möglich, in der A. L. Z. zu recensiren, und er hat es mir versprochen, wenn er es nur bekommen könnte. Sie könnten ja wohl machen, daß es ihm bald angetragen würde. Es würde für Cotta gewiß vortheilhaft seyn.

Ueber die Elegien habe ich noch gar nichts Rechtes gehört, das Einzige ausgenommen, daß, wie Sie auch schon vermutheten, Niemand Anstoß daran nimmt. Von Ihren Briefen ist altum silentium.

Leben Sie wohl, liebster Schiller, und werden Sie wieder recht gesund und heiter. Danken Sie der lieben Lolo für ihren gütigen Brief recht herzlich, und bitten Sie sie, mir, im Fall Sie verhindert wären, fernere Nachricht zu geben. Meine Frau grüßt Sie beide. Tausend Küsse an Carl! die kleine Li spricht oft von ihm.

H.

IX.

Tegel, den 4 August 1795.

Sie haben mir eine innige Freude gemacht, lieber theurer Freund, durch Ihren ausführlichen liebevollen Brief. Abgerechnet, daß ich gesunder bin, als Sie leider zu seyn scheinen, geht es mir in noch viel höherem Grade ebenso, wie Ihnen. Ich habe im genauesten Verstande gar keine gesellschaftliche Existenz, auch sehe ich, außer den Leuten, die gewöhnlich ins Haus kommen, Niemand, und bin seit beinahe 14 Tagen nicht in der Stadt gewesen. Ich vermisse es unglaublich, nicht noch bei Ihnen zu seyn, und habe mich so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu. In den ersten Wochen meines Hierseyns war ich in der That besorgt, wir möchten länger als ich dachte, getrennt bleiben müssen. Meine Mut=

ter war so krank, daß ich nicht glaubte, sie im Herbst verlassen zu können. Jetzt aber geht es besser, und die ganze Aenderung, die ich in meinem Plan gemacht, besteht einzig darin, daß ich den September nicht bei meinem Schwiegervater, sondern hier zubringen, und alsdann unmittelbar von hier nach Jena zurückkehren werde.

Ich freue mich sehr auf Ihren Beitrag zum Musenalmanach, und meine Ungeduld wird noch durch eine Nebenursache vermehrt. Ich bin begierig zu sehen, wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und gibt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies. Da Sie jetzt in der doppelten Rolle vor dem Publicum aufgetreten sind, so ist es natürlich, daß man oft darüber urtheilen hört,

welche Ihnen eigenthümlicher seyn möchte? und so wenig Werth auch meistentheils diese Urtheile haben, so zeigt doch das Zufällige und Schwankende in denselben, daß in der Sache selbst nichts liegt, das ein wahres Moment zur Entscheidung an die Hand gibt. Und so ist es auch, wie es mir scheint. Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus Einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der Dichter, der philosophirt, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft, und die letztere dürfte besonders die einseitigen Köpfe noch lange irren. Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sey, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr

Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System, entgegensteht. Wenigstens ist es gewiß nichts Anderes, was den Urtheilern darüber zum Grunde liegt, die sich in Beides weniger finden können. Was den Dichter und Philosophen sonst so gänzlich von einander trennt, der große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollständigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Nothwendigkeit: dieser Unterschied ist gleichsam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer solchen Fülle der geistigen Kraft erklären, daß dieselbe vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, und von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird. Daraus erklärt sich auch diese rastlose geistige Thätigkeit in Ihnen, die Jedem, der sie zuerst näher sieht, am meisten auffällt. Daher genießen Sie den doppelten Vortheil, zugleich das Nothwendige rein und abgesondert, aber doch auch nicht bloß so, sondern in das Individuelle verwandelt zu sehen, oder eigent-

licher zu reden, unaufhörlich in sich darzustellen. Denn je eminenter die Geisteskraft ist, desto mehr muß sie auf das Nothwendige gerichtet seyn, und wenn das, was ich im Vorigen sagte, wahr seyn soll, so muß die Ihrige eine so große Selbstständigkeit besitzen, daß sie durch die äußere Beobachtung nur im Allgemeinen auf die Wirklichkeit gestimmt wird, nichts aber eigentlich aus ihr annimmt, sondern in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fortwirkt. Denn nothwendig muß diese ganze Geisteseigenthümlichkeit zuletzt auf einem gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Uebergewicht der erstern mehr producirend, als reproducirend wird, beruhen. Darum glaube ich auch so fest an den Wallenstein und an das vollkommenste Gelingen der höchsten poetischen Versuche, es müßten denn zufällige Nebenumstände im Wege seyn, da freilich die Ausübung des dichterischen Talents schon andere körperliche Dispositionen voraussetzt, als die Ausübung des

philosophischen. — Aber verzeihen Sie, daß ich in eine ordentliche psychologische Auseinandersetzung gerathen bin, ich rechne auf Ihre liebevolle Nachsicht, und besonders wünsche ich, daß auch für diesen Brief Ihr prächtiger Ausspruch gelten möge, daß wir uns verstehen, wo uns sonst Niemand versteht.

Körners Urtheil über die Elegien begreife ich nicht genug, weil ich ihn doch nicht genau genug kenne, und er sich übermäßig lakonisch ausdrückt. Indeß ist es ihm sehr eigenthümlich lange und vielleicht immer zu zweifeln. Es ist dieß um so interessanter, als er gar nicht, weder an gewissen Sätzen, noch an gewissen Methoden hängt, da er dem Gefühle, dem bloßen Tact viel Raum verstattet, meistentheils in einem Gebiete lebt, in welchem derselbe vorzüglich herrscht, und auch in einem andern das eigentliche Abstracte, selbst den strengen metaphysischen Beweis zu fliehen scheint. Ich freue mich ihn auf einem so guten Wege zum Arbeiten für die Horen zu sehen. Ich lege Ihnen einen Brief

von ihm bei, bei dem es aber meine Absicht nicht ist, Sie in Ansehung Wolfs zu bekehren.

Das Gedicht hat mir viel Freude gemacht. Es ist ordentlich Schade, daß es an Sie ist, es wäre ein hübscher Beitrag zum Almanach.

Mit meinen Arbeiten steht es schlecht. Ich habe keine Zeile geschrieben. Sie wissen, wie schwer es mit mir hält. Indeß liegt es nicht am Willen, und ich danke vorläufig immer für den schönen offenen Platz im 9ten Stück. Nur versprechen kann ich nichts. Was ich hier noch gethan habe, ist die Uebersetzung von einigen hundert Versen aus einem Stück des Aristophanes. Die Stelle zog mich an, weil sie viel ächten Witz hat und die Gattung mir ganz neu war. Ueberhaupt sitze ich jetzt tief im Aristophanes. Sie fanden auch einmal viel Geschmack an ihm.

Ramlern habe ich, da ich ihn abermals nicht gefunden, geschrieben, und erwarte seine Antwort.

Alexander ist auf dem Wege nach Venedig.

Er geht von da über Mailand nach der Schweiz. Ich habe ihn ermuntert, die Reise für die Horen zu benutzen.

Wir sind alle recht wohl und genießen sehr viel die Luft. Möchten Sie doch auch heiterer seyn, und Ihre gute Stimmung bald wieder gewinnen.

Leben Sie herzlich wohl, tausend Grüße an Lolo.

H.

X.

Jena, den 9 August 1795.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie Alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. *) Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein, und lesen es Ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal

*) Das Reich der Schatten.

wieder hier seyn werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, und deren Ihr letzter Brief mich versicherte, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik seyn. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht seyn, daß ein Anderer, als Sie und ich, noch Einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta absenden muß, ehe ich noch Ihre Kritik erwarten kann; denn ein Fragment von Meyers Aufsatz abgerechnet, ist noch gar nichts zum 9ten Stück der Horen da, wozu ich doch mit erster Post Manuscript schicken muß.

Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Post wieder. Michaelis erhält es nicht,

auch ist es für eine Almanachs-Arbeit zu gewichtig. Für den Almanach werde ich aber doch, da ich im Zuge bin, noch Einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich fast entschlossen, die nächsten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben.

Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt seyn, die es wirklich hat.

Goethe ist noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag seiner Abreise von Carlsbad auf den 4ten festsetzte, der längst verstrichen ist.

Von Körnern habe ich seit drei Wochen keine Zeile gesehen. Ich erwarte daher in seinem ersten Briefe einen Aufsatz von ihm.

Beiliegende Schlegelsche Gedichte rücken Sie unmittelbar hinter einander in die neulich über-

schickte Sammlung, und haben die Güte, solche zu paginiren. In acht Tagen folgt eine neue Lieferung. Tausend herzliche Grüße an Sie und Ihre Frau von uns beiden. Goethe grüßt Sie auch.

Mit herzlicher Liebe der Ihrige.

Schiller.

XI.

Tegel, den 15 August 1795.

Ich mußte den vorigen Posttag überschlagen, liebster Freund, weil ich auf dem anderen Gute meiner Mutter war, und dort einige dringende Geschäfte hatte. Seitdem habe ich nun auch das 7te Horenstück und Ihren Brief erhalten, für den ich Ihnen herzlich danke.

Vom Las Casas sagte mir gestern Einer, es sey eine verunglückte Nachahmung von Engels Traum des Galilei, und war äußerst verwundert zu hören, daß Engel sich selbst nachgeahmt habe. Andere aber, um ihren Apostel nicht

nicht fallen zu lassen, sagen, man sehe, wie das Beispiel wirke. Selbst Engel habe sich hinreißen lassen, Sie nachzuahmen und blumenreich zu schreiben!!

Von den Elegien höre ich doch durchaus mit großer Achtung sprechen.

Ueber Ihre Briefe ist tiefes Stillschweigen, wie natürlich. Jemand sagte mir, nach dem gewöhnlichen Tribut des Lobes, er verstehe sie nicht, und es sey eine schlimmere Undeutlichkeit als z. B. in Kant. In diesem läse man mit großer Schwierigkeit und bleibe bei jedem Satze zweifelhaft stehen. Aber wenn man sich durchschlüge, nun so wisse man deutlich, was man gelesen habe. Bei Ihnen empfinge man sehr leicht jeden einzelnen Satz und glaube Alles gleich zu fassen; aber fragte man sich hernach, was man gelesen habe, so wisse man es nicht auszudrücken. Im Grunde halte ich dieses Urtheil für sehr wahr, nur daß es mehr ein Urtheil über den Leser, als über Sie ist. Der Kantische Vortrag läßt sich, wie natürlich jeder rein

dogmatische, nachplappern, der Ihrige läßt sich nur nachdenken. Unter Allen, die ich sprach, ist Gentz der einzige, in dem Ihre Briefe einen wahren und rechtverstandenen Enthusiasmus bewirkt haben, so wie er überhaupt genommen, hier gewiß der denkendste Kopf ist. Die letzte Lieferung fand er stellenweis zu gedehnt. Die Recension des Posseltschen Journals ist ihm jetzt aufgetragen.

Unger'n habe ich auch gesprochen. Er ist ein vernünftiger solider Mann. Zwar spricht er auch wohl vom Handel mit Geistesproducten, als einer abscheulichen Sache, indeß betrachtet er diese Empfindung doch selbst als eine Jugendsünde. Ueber die Horen hat er ein strenges Urtheil gefällt. „Sie müßten mit diesem Jahre aufhören, weil, die Schuld liege an wem sie wolle, alle Welt damit unzufrieden sey.“ Absit omen!

Man macht hier viel Lärm von Klingers Raphael, Faust und Giaffar. Haben Sie sie gelesen? Woltmanns Herodot, fürchte ich, möchte kein günstiges Urtheil von Ihnen

empfangen. Es ist sicherlich eine Vorlesung. Er hat in seinem Collegium: Quellen der Geschichte, über die Alten mit vieler moderner Selbstgefälligkeit gesprochen.

Auf Ihre Gedichte bin ich unendlich begierig, und ich möchte Ihnen böse werden, daß Sie sich nicht der Erfindung überlassen haben. Daß Sie das beste Gedicht den Horen bestimmen, halte ich für gut. Es ist doch die sicherste Entreprise, und der Almanach geht auch mit den übrigen und den Epigrammen. Schicken Sie mir nur ja bald, was Sie haben. Ueber das Horenstück nächstens.

Wie sehne ich mich, Sie wieder zu sehen, lieber theurer Freund. Es hat mich innig gerührt, daß auch Sie mich so vermissen. Wohl will auch ich mich entschädigen. Ich habe in dieser Woche sehr viel über unseren Umgang nachgedacht, über Ihre Fähigkeit zum Umgange überhaupt und unser Verhältniß zu einander. Ich könnte allerlei darüber sagen, wenn es nicht fatal wäre, so etwas zu schreiben und zu lesen.

Ich bin ziemlich wohl. Möchte ich bald dasselbe von Ihnen hören.

H.

XII.

Tegel den 18 August 1795.

Die Macht des Gesanges und der Tanz sind Ihnen meisterhaft gelungen, lieber Freund, und vorzüglich hat die erstere einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Die Idee, wie die Ausführung, ist die Frucht einer wahrhaft lyrischen Stimmung, und die Macht der Dichtkunst, vorzüglich das Unbegreifliche, mit einer bessern Natur Verwandte derselben, ist auf eine erhabene Art geschildert. Das große und schauervolle Bild am Eingange, bereitet die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich anfangs durch die edle Einfachheit der Anwendung des Bildes in den beiden Versen: „So strömen" u. s. w., so sehr

befestiget wird. Die gleich darauf folgenden Verse eröffnen dem Geist auf einmal eine unabsehliche Tiefe. Der Dichter steht mit den Schicksalsgöttinnen im Bündniß, und sie theilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen: diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillet im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ausmacht, und da jene Kraft zugleich die erste Ursach aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so eignet er sich nun, gleichsam durch ein Einverständniß mit ihr, jenes wunderbare Vermögen an, der Phantasie das Gesetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das Letztere nicht thut, sagt der Rest der Strophe so schön.

Seine Macht ist ein Zauber, er beherrscht das bewegte Herz, also durch die eigene Kraft desselben, und steht, zwischen Ernst und Spiel, in der Mitte. Die beiden letzten Verse: „Und wiegt es" u. s. w., sind unglaublich schön, und malerisch. Die Leichtigkeit, welche vorzüglich in dem Ende dieser Strophe herrscht, und die Furchtbarkeit einer unwiderstehlichen Macht mildert, hilft den schauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen. Man fühlt sich ganz von dem ergriffen, was Sie schildern, und jede Zeile, jeder Ausdruck verstärkt die Wirkung. Kaum erinnere ich mich je Etwas gelesen zu haben, das so das Gepräge schmuckloser Einfachheit und erhabener Wahrheit in sich trägt, als die dritte Strophe. Jedes Wort ist gediegen und voll Kraft. In der letzten Strophe ruht die bewegte Phantasie wieder schön aus. Die Macht des Dichters ist nicht wild und eigensinnig, sie ist eine milde Größe und hebt den Menschen nur zu den Göttern empor, um ihm eine höhere

Menschlichkeit wieder zu geben. Der Versbau dieses Gedichts paßt überaus gut zum Ganzen, und die Strophen sind sehr wohlklingend. Was auch Goethe vom Reim sagen mag, ich wollte, Sie blieben ihm immer getreu. Wie Sie ihn behandeln, schneidet er die einzelnen Theile der prosodischen Periode so bestimmt ab, trennt die kleineren von den größeren so gut, und stellt die sich gleichen so passend gegen einander, daß es nicht bloß dem Ohr sehr wohlthut, sondern auch mit dem eigentlichen Vortrag, so wie er z. B. in den Göttern Griechenlands, der Resignation, und hier ist, vollkommen übereinstimmt. Ich erinnere mich keiner Stelle ihrer Gedichte, wo der Reim dem Gedanken geschadet, aber auch keiner, wo er ihm (wie so häufig im Wieland) sichtbar geholfen hätte, er erscheint für den Inhalt, als gänzlich null, denn er verbindet mit dem Wohlklang eine Symmetrie, die unserer Sprache nichts weniger als überflüssig ist. Ihre Dichtungsart scheint mir eine ganz eigene Verwandtschaft mit dem Reime zu haben,

die ich wohl fühle, aber jetzt nicht deutlich machen kann. Das einzige Wort, das ich aus diesem wundervoll schönen Stücke wegwünschte, sind die Mören und beinahe fürchte ich, mein leidiger Herrmann hat Sie an sie erinnert. Theils klingt mir das Wort fatal, theils wird es den Meisten unverständlich seyn, da die Römische Mythologie es nicht kennt. Vorzüglich thäten Sie meiner Frau auch einen Gefallen, wenn Sie es ändern wollten.

Wenn ich mich aber so sehr für den Reim erkläre, so müssen Sie nicht denken, daß mir darum die reimfreien Gedichte Ihrer Sammlung weniger willkommen wären. Der Tanz ist vortrefflich, und es kann leicht an bloß subjectiven Gründen liegen, wenn ich ihm die Macht des Gesanges vorziehe. Er hat einen so großen philosophischen Gehalt, und das Bild der Tanzenden ist göttlich schön gemalt und voll Leben. Der Bewegung und Leichtigkeit der ersten Hälfte, die vorzüglich in einzelnen Versen (z. B. „Säuselndes Saitengetön" u. s. f.,

und „Stürzt der zierliche Bau" u. s. w.) unübertrefflich ausgedrückt ist, stellt sich die Festigkeit und der Ernst der zweiten prächtig entgegen. Auch wird es Ihnen dadurch auf eine in der That ganz vorzügliche Art eigen. Die Idee drückt die Individualität Ihres Geistes, der immer in dem Verwirrten das Gesetz aufsucht, und das Gesetz wieder in scheinbare Verwirrung zu verbergen sucht, sehr treffend aus, und selbst die Bilder, die Sie brauchen, gehören, wie ich mich aus Gesprächen erinnere, zu denen, die Ihnen am geläufigsten sind. Es hat meiner Phantasie, seit ich jetzt von Ihnen getrennt bin, das lebhafteste Bild von Ihnen gegeben, und ist mir darum doppelt werth. Im Silbenmaß sind mir ein paar Kleinigkeiten aufgestoßen, deren ich doch erwähnen will, wenn sie auch vielleicht ungegründet, wenigstens unbedeutend sind. Im 11ten Vers „Jetzt, jetzt verliert es den" u. s. f., fällt das zweite jetzt kurz gebraucht ein wenig hart auf, wie es mir vorkommt. Zwar läßt sich seine Kürze dem Ac-

cent nach vertheidigen, da der Gedanke forttreibt, aber die Quantität ist so sehr dawider, daß ich glaube, es findet hier eine Ausnahme statt. V. 17.

Sprich was | macht's daß in | rastlosem | Wechsel die | Bildungen | schwanken

glaube ich würde wohlklingender seyn, wenn er andere Einschritte hätte. Endlich haben Sie im 4ten und 5ten V.

Wie sich der leichte Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischen Wellen,

ein Bild im Pentameter angefangen und im Hexameter vollendet. Dieß halte ich gegen die Natur des Silbenmaßes. Der Pentameter gehört so genau zum Hexameter, daß in ihm nichts Neues anfangen darf, es müßte denn auch wieder in ihm schließen. Das Beispiel der Alten werde ich hierin für mich haben, und auch ohne Rücksicht auf irgend eine Regel, deren ich mich hier nicht so bestimmt erinnere, eilt meine

Zunge im Lesen unwillkürlich vom Schluß des 3ten V. zum 4ten über, da sie doch nun, dem Sinne nach, inne halten muß.

Der Pegasus hat mich überrascht und ist Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieser Gattung noch nicht. Aber die Erzählung eilt sehr leicht und unterhaltend fort, die Schilderungen sind überaus lebendig und charakteristisch und das Ende von den Worten, an: „Kaum fühlt das Thier“ u. s. f., ist majestätisch und verräth unverkennbar Ihre Hand. Die Antike ist ein prächtiges Stück. Ihr ernster scheltender Ton macht eine große Wirkung, und sie erregt eine Menge von Betrachtungen über die Vergangenheit und Gegenwart, und die unwiderruflichen Wirkungen der Zeit, die sich in eine Art der Wehmuth auflösen. An dem Weltverbesserer hat Freund F. etwas zum Vorschmack, bis die Romanze fertig wird. Er ist voll kernichter Weisheit, vorzüglich der Vers: „Wie du im Busen sie trägst“ u. s. f., der auch so schön und rund gesagt ist. Der

Spruch des Confucius hat mir viel Freude gemacht. Ich liebe diese Sprache in kurzen Sprüchen gar sehr, und Sie haben sie sehr gut getroffen. Unter den kleinen sind mir für den Inhalt die zwei Tugendwege, der Säemann und das Höchste, für die Diction, die Würde am liebsten. In dem letzteren überrascht der schöne epigrammatische Sinn. Unter den ersteren scheint mir der Ausdruck am meisten im Säemann vollendet. Der Hexameter und Pentameter macht sich zu solchen kurzen Sentenzen sehr gut, sogar in dem kleinen Dinge: Zeus zu Hercules.

Was nun auch ohne Namen von Ihnen seyn mag? In der That ist dieß so leicht nicht zu rathen, da die namenlosen Stücke, die Ihnen allenfalls zugeschrieben werden könnten, fast durchaus bloß epigrammatisch oder sententiös sind, und in diesen Gattungen das Charakteristische sich leicht versteckt. Indeß sey immerhin gerathen! Also das Unwandelbare schreibe ich Ihnen zu. Es ist in der That ein schöner und sehr glücklich

gesagter Gedanke, und da auch die Freiheit mit O. bezeichnet ist, so wird auch die noch freilich Ihnen zufallen.

Anfangs war ich versucht, Sie unter dem E. zu suchen. Vorzüglich hielt ich das Orakel und das innere Olympia, nicht bloß Ihrer werth, sondern auch in Ihrem Charakter. Aber wenn ich die übrigen vergleiche, so gehören wohl alle Herdern zu. Einige scheinen mir schlechterdings ganz Herderisch, so der Schmetterling und die Rose, Venus, Psyche, andere kommen mir ein wenig matt vor, z. B. Apollo.

Endlich kommt der Hymnus an Pallas hinzu, der mir gewiß von Herder scheint. Alle diese Stücke sind in ihrer Gattung vorzüglich, und einen besonders tiefen Gehalt haben die beiden ersteren. Auch empfehlen sie sich mir schon durch ihre Aehnlichkeit mit den kleinen Gedichten der griechischen Anthologie. Der Schmetterling ist sehr zart, und ebenso Venus, auch gewinnen sie noch dadurch, daß

die meisten Gegenstände aus dem griechischen Alterthume herrühren. Den Hymnus kannte ich noch nicht. Er scheint mir zu der späteren Gattung zu gehören, wo eine gewisse Metaphysik in die Poesie gemischt ist und die gewiß nicht zu den besten Stücken griechischer Dichtkunst gezählt werden darf, für mich aber doch viel Anziehendes hat. Die Uebersetzung so gut sie mir in den meisten Stellen scheint, wünschte ich hier und da heller, fließender und wohlklingender. Einige Verse z. B.:

Denn ich weiß, wie so viel, aus einer der Thaten die andre
Mich unheilig bestürmt, und mir den besseren Sinn raubt.

haben mich ein paar Augenblicke um ihren Sinn und ihre Construction verlegen gemacht.

Außer dem F. wäre ich versucht, Herdern noch in dem D. zu vermuthen. Diese Vermuthung gründet sich eigentlich auf zwei Stücke: die Gegenwart aus dem Persischen, und die Entfernte aus dem Spa-

nischen, und darauf daß Herder solche Volkslieder liebt. Das erste habe ich mehr als Einmal gelesen, es ist ein schönes lyrisches Stück, und hat außerdem noch etwas Anziehendes durch das fremde Gepräge, das es an sich trägt. Das letztere ist überaus lieblich, und der Inhalt wird durch das schöne Sylbenmaß, das in den mit Anapästen und Daktylen vermischten Jamben so tanzend und doch so sanft einhergeht, sehr gehoben. Die drei anderen mit D. bezeichneten sind freilich hier und da sehr matt, indeß könnten sie darum immer von Herder seyn. Am wenigsten will mir das lange Madera behagen.

Wer aber, lieber Freund, ist der F. unter der uneigennützigen Freundschaft, und der Bsch. unter dem an eine junge Freundin. Beide besitzen eine Gefälligkeit und Leichtigkeit, die in deutschen Gedichten selten genug ist, und vorzüglich hat das erste, mehr als irgend etwas Anderes, das ich lange gelesen habe, eine bezaubernde Zartheit. Ich habe hin und her gerathen. Ihre Gattung ist es gar

nicht, sonst scheinen sie mir doch durchaus eine vortreffliche Hand zu verrathen.

Wer ist auch der S., B., M. nach Sarbievius. Ich dächte, ich hätte ihn schon in Gentz Monatsschrift gesehen. Es ist ein sehr artiges kleines Gedicht.

Endlich der Th. in dem Fragespiel? Mir ist es zwar, als hätten Sie uns das einmal mit den Goethe'schen Sachen vorgelesen, ob es gleich nicht eben so vorzüglich ist, daß es nicht besser einem Anderen gehörte.

Ueber die Goethe'schen Beiträge sprachen wir schon mit einander. Der Besuch und die Meeresstille sind doch wohl die vorzüglichsten. Das Spinnerlied, sehe ich, ist weggeblieben.

Ueber Woltmann kann ich doch, so ungern ich Ihnen auch widerspreche, nicht viel anders urtheilen, als Herder. Keines seiner Stücke leistet, was seine frühern zu versprechen schienen. Den Rudolph wünschte auch ich heraus, wenn es Ihnen nicht an Balladen fehlte, und er doch einige gute Stellen hätte Sonst kann ich we-

der

der die Erfindung, noch den Antheil, den die Hunde an dem Ganzen nehmen, noch die Darstellung loben. Besser gefällt mir die Rache der Elfen. In der Verheißung kann ich nicht so viel als Herder finden. Ganz leicht und hübsch ist das Sylfenlied. Gegen die Kunst möchte ich nur, wie gegen das Meiste der neuern jungen Dichter sagen, ob es ihnen nicht selbst Langeweile machen muß, so gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

An Haugs Minnelied finde ich auch keinen Geschmack. Aber die Laura hat mich wieder mit ihm ausgesöhnt. Sie ist in der That sehr hübsch versificirt, und verräth kein gemeines Talent. Den Parnaß hätte er füglich ungedichtet lassen können.

Die beiden Stücke der Mereau machen sich recht gut, vorzüglich die Vergangenheit.

Bei Conz Abendphantasie ist mir aufgefallen, daß er sich erlaubt hat, so oft den Abschnitt im Alcäischen Sylbenmaß nicht zu beachten, wodurch der Vers alle Kraft verliert.

Freilich aber hat Herder in der Terpsichore das Beispiel gegeben. Ueberhaupt müssen diese Sylbenmaße sehr gut und mit Klopstock'scher Sorgfalt gemacht seyn, wenn sie recht erträglich seyn sollen.

Neuffer, den ich noch gar nicht kannte, hat mir recht sehr gut gefallen. Aber Matthissons Namen hätte ich dennoch nicht, wie Herder, unter dem Mondscheingemälde vermuthet, ob ich mich gleich nicht verwundert haben würde, wenn ich ihn darunter gefunden hätte.

Pfeffels Fabel will aber nicht viel sagen.

H.

XIII.

Tegel, den 21 August 1795.

Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts An=

deres gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genie's erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch = lyrischen Gattung, und der beste Stoff die Erfordernisse dieser Dichtungsart und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Indivi-

dualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Production des Genie's so rein offenbart, als hier. Nachdem ich mir eine Zeit lang Gedanken und Ausdruck durch Raisonnement deutlich gemacht hatte, kam ein Moment, in dem ich es nahe empfand, wie es in Ihnen müßte emporgestiegen seyn. Es ist schlechterdings mit keiner Ihrer früheren poetischen Arbeiten zu vergleichen. Die Künstler, so vortrefflich sie in sich sind, stehen ihm weit nach, und wenn auch in den Göttern Griechenlands, schon durch die Natur des Gegenstandes, eine blühendere und reichere Phantasie herrscht, so stehe ich nicht an, insofern sich beide Stücke, als poetische Productionen, überhaupt mit einander vergleichen lassen, auch hier diesem den Vorzug zu geben. Es trägt das volle Gepräge Ihres Genie's und die höchste Reife, und ist ein treues Abbild Ihres Wesens. Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweih-

testen Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth, und vor Allem dieselbe Tendenz, dieß Alles, wie zu einer fremden überirdischen Natur, in Eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor. Indeß habe ich mich nicht durch seine hohe, überraschende Schönheit zu einem Entzücken hinreißen lassen, das die Prüfung verwehrte. Auch ist es für einen solchen Eindruck nicht gemacht, und schwerlich ergründete der seinen tiefen Sinn, auf den es so wirkte. Man muß es erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen, es bewundern zu dürfen; zwar wird jeder, der irgend dafür empfänglich ist, auch beim ersten aufmerksamen Lesen den Gehalt und die Schönheit jeder Stelle empfinden, aber zugleich drängt sich das Gefühl auf, bei diesem Gedichte nicht anders, als in einer durchaus verstandenen Bewunderung ausruhen zu können. Ich habe es ganz zu vergessen gesucht, daß es ein Gedicht ist, ich habe den philoso=

phischen Inhalt, den Zusammenhang der Gedanken, die Uebergänge von einem zum anderen, wie in einer Abhandlung zergliedert und geprüft, und ich fühle es deutlich, wie viel meine eigentliche Begeisterung dafür dadurch gewonnen hat. Ich bin allerdings auf Stellen gestoßen, von denen ich mir nicht sogleich deutliche Rechenschaft zu geben wußte. Aber bei wiederholtem Lesen und Nachdenken sind mir alle Zweifel verschwunden; ich glaube jetzt Alles zu verstehen, und nur ob Eine einzige Stelle nicht noch bestimmter ausgedrückt seyn sollte, will ich Ihnen zu bedenken geben. Daß dieß Gedicht nur für die Besten ist, und im Ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig; und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten gesunden Verstand mit einem offnen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie recht, daß es Bekanntschaft mit Ihren Ideen, besonders mit Ihren Briefen brau-

chen kann, aber es bedarf ihrer nicht, und ruht in jedem Verstande auf sich selbst.

Dasjenige, wodurch die Deutlichkeit außerordentlich befördert wird, ist die Exposition in den ersten vier Strophen, die in der That zum Bewundern einfach und lichtvoll ist. Von dieser hängt doch alsdann alles Uebrige schlechterdings ab. Sobald einmal die Hauptidee recht gefaßt ist, und für diese haben Sie auf eine Weise gesorgt, die keinen Zweifel mehr übrig läßt, so muß es jedem leicht werden, sich an ihr durch den Gang des Ganzen durchzufinden. Denn überall ist hernach das Gebiet des Wirklichen dem Gebiet des Idealischen so bestimmt entgegengesetzt, daß bei hinlänglich verweilender Aufmerksamkeit kein Irrthum darüber statt finden kann. Dennoch sind gerade bei dieser Entgegensetzung die Stellen, bei denen der Ungeübte stehen bleiben wird, und die auch den Geübten verweilen können. Vorzüglich scheinen sie mir in der 8 — 10 und dann in der 13 bis 14ten Strophe vorzukommen. In der er=

sten Stelle bin ich überzeugt, dürfte kein Wort anders stehen, es ist eigentlich da gar keine Dunkelheit. Schwierigkeit kann wohl in Einem und dem Anderen gefunden werden, aber dieß konnte und durfte nicht vermieden werden. Nicht eben so gewiß aber möchte ich behaupten, daß dieß auch mit der letztern der Fall wäre. Mein ganzer Zweifel beruht nämlich darauf, ob in der 13ten Strophe das Gebiet der Schönheit, das ästhetische Reich bestimmt genug angedeutet ist? oder ob die Ausdrücke, vorzüglich der Vers: „In die Freiheit der Gedanken" nicht ein wenig zu allgemein sey? Der Sinn nämlich, denke ich, kann kein anderer, als folgender seyn: der bloß moralisch ausgebildete Mensch geräth in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Forderung des Gesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres, vermittelst der Idee der Schönheit, zu einer höheren Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher

ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstreit in ihm auf. Diesen letzten Zustand, dünkt mich, haben Sie nicht bestimmt genug bezeichnet. Zwar sichert theils der Geist des ganzen Gedichts, theils die Stelle: „Nehmt die Gottheit u. s. w.“ den sehr aufmerksamen Leser, nicht in ein Mißverständniß zu verfallen; aber, und dieß sollte doch seyn, er wird nicht genöthiget, nur allein den rechten Sinn aufzufassen, er kann sich doch bei dieser Stelle noch immer bloß das denken, was Kant in seiner Sprache „einen guten, reinen Willen erlangen“ nennt, und was Sie doch hier nicht meinen. Auch haben Sie in allen anderen Stellen, wo die ähnliche Gedankenfolge war (Str. 10, 12, 16) die Schönheit entweder selbst genannt, oder doch ganz bestimmt bezeichnet. Wie viel gäbe ich darum, wenn ich mit Ihnen hierüber, und über das Ganze reden, wenn ich es von Ihnen vorlesen hören könnte. Auf wie viel Stellen würden wir dann noch stoßen, die eine wirklich unnachahmliche Schönheit haben,

und wo man es nicht satt wird zu bewundern, wie unendlich Eins der Ausdruck mit dem Gedanken ist. Gleich die schöne Kürze der Exposition in der ersten Strophe: Zwischen Sinnenglück u. s. w., die herrliche Anwendung der Fabel von der Proserpina, die göttliche Schilderung der Gestalt, die ganzen beiden Strophen „Wenn das todte u. s. w. und vor Allem die bewundernswürdige Leichtigkeit in den Versen: „Nicht der Masse u. s. w., die Erhabenheit in der Stelle: „Nehmt die Gottheit auf u. s. w., und endlich der prächtige Schluß, der den Eindruck, den das ganze Gedicht auf die Seele macht, noch einmal und doppelt stark wiedergibt. Bewundernswürdig ist es auch, wie Sie, ungeachtet des einfachen trochäischen Sylbenmaßes (was aber zu dieser Gattung überaus passend ist) doch den Gedanken auf eine so ausdrucksvolle Weise mit dem Sylbenfalle begleitet haben. Vorzüglich sichtbar ist dieß in dem Vers: „Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt" und in der ganzen Strophe: „Wenn es gilt zu

herrschen u. s. w. Auch auf kleinere Flecken habe ich Acht gegeben, aber doch nur wenige und unbedeutende gefunden, deren ich indeß doch erwähnen will, weil Sie es zu wünschen scheinen. Str. 2 Strahlenscheibe ist wohl nicht eigentlich gebraucht. So viel ich glaube, gebraucht man es nur für Flächen, und der Vollmond ist allerdings eine vollkommen erleuchtete Strahlenscheibe, wenn auch die andere Hälfte des ganzen Mondkörpers dunkel bleibt. Str. 4 eignet absolut und ohne Accusativ des Objects ist zwar schwerlich dem Sprachgebrauch gemäß, scheint mir aber eine sehr zweckmäßige Spracherweiterung. Die Angst des Irdischen ist ein prächtig gewählter Ausdruck, kein anderes Wort könnte Alles, was Sie hier sagen wollen, so treu und unmittelbar ans Gefühl legen. Str. 6 Sclave, schlafe. Str. 7 styg'schen. Str. 8, 16 duft'gem. Str. 11 Nerve unterwerfe. Str. 13 traur'ger. Str. 17 umarmt die Acheront'schen. Daß Sie dieß Gedicht den Horen geben, ist sehr gerecht. Es schickte sich nicht

einmal für einen Almanach. Freilich aber ist die Armseligkeit so groß, daß, wenn man nicht auf Nachbeterei, auf den Eindruck, den der Gebrauch einiger mythologischer Figuren macht, und auf die Wirkung des so wohlklingenden Rhythmus rechnen will, man sich keine außerordentliche Aufnahme eines solchen Gedichts versprechen darf. Aber auch nur auf die äußern Umstände Rücksicht zu nehmen, zeigen Sie wenigstens, daß Sie für die Horen thun, was nur irgend ein Schriftsteller leisten kann. In drei verschiedenen Gestalten treten Sie nun schon im ersten Jahre auf, und mit welchen Producten! Bleiben Sie aber ja bei dem Entschluß, in den nächsten Monaten bloß zu dichten. Es gibt doch nichts so Bezauberndes, als die Werke des dichterischen Genie's. Nur sie scheinen eigentliche Productionen, nur sie Werke, die für sich bestehend, auf die Nachwelt gelangen können. Alles Philosophirende scheint man sich eher als auf eine mechanische Weise (durch Entwickelung, Trennung, Verbindung) entstanden

denken zu können, es gleicht mehr einer bloßen Uebung, einer Vorbereitung des Kopfs, es ist mit Einem Wort nicht so in sich vollendet, nicht so ein eigenes Individuum, wie ein Kunstwerk.

Ich schäme mich doppelt, Ihnen nichts für das 9te Stück schicken zu können, da ich sehe, daß es Ihnen mangelt. Aber es tröstet mich, daß ich denke, Sie werden wohl etwas bekommen haben. Körner, Archenholz, Jacobi, Herder haben ja versprochen, und dann verlieren Sie wenigstens für die Horen nicht viel. Man wird meinen Productionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dieß macht mich auch kälter für Dinge, die doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen als große wissenschaftliche Erweiterungen sind. Indeß denke ich doch sehr ernsthaft an die Louise. Nur bin ich in einer sehr gestörten Lage gewesen. Ich wünschte herzlich, ich wäre wieder bei Ihnen. Da sich meine Gesundheit hier sehr gebessert hat, hoffe ich dann viel zu thun, und habe allerlei Plane.

Ist Schlegel in Braunschweig? Ihr Brief scheint es zu sagen.

Leben Sie wohl, lieber theurer Freund. Meine Frau grüßt Sie und Lolo herzlich. Sie wird das Reich der Schatten bald auswendig wissen. Sie glauben nicht, welchen Genuß Sie uns geschenkt haben.

H.

Es ist ein ordentlicher Courierwechsel von Gedichten zwischen uns. So eben erhalte ich Ihren letzten Brief, den ich mit nächster Post beantworte.

Sagen Sie mir doch, wie Körner über die Klarheit Ihres Gedichts urtheilt? Es wäre mir sehr erklärlich, wenn er in Gedichten weniger bedenklich wäre, so wie ich in philosophischen Arbeiten.

XIV.

Jena, den 21 August 1795.

Hier, liebster Freund, wieder einige neue Stücke zum Almanach, welche den übrigen in der hier bemerkten Ordnung anzuschließen bitte. Der nächste Posttag, hoffe ich, soll Ihnen die Epigramme, die eben copirt werden, nebst den noch restirenden Gedichten bringen.

Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beiliegenden Gedichte die Früchte sind. Zu diesen kommt noch ein anderes grösseres, welches aber noch nicht ganz fertig ist, und die letzte Lieferung beschließen wird. Natur und Schule lassen Sie aber noch aus der Reihe so lange weg, bis ich Ihnen noch einmal geschrieben. Vielleicht daß ich dieses Stück in die Horen setze.

Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich noch so viel für den Almanach thue, und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem jetzigen

Verleger zu lassen, so halte ich diese Entreprise doch für solid genug, um einen Versuch zu machen, sie im Gang zu bringen. Mit den Horen gebe ich zuweilen die Hoffnung auf. Die Epigramme, meine eignen und Herders Beiträge, geben dem Almanach ein entscheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über seine Mitbewerber.

Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indeß nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publicums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten.

Meyers Reise nach Italien ist nun bestimmt, und wird in wenigen Wochen vor sich ge-

gehen. Ich erwarte ihn jeden Tag mit Goethe, weil er Abschied nehmen will.

Goethe gibt für die Horen dieses Jahr noch, erstens einige Blätter zu der letzten Geschichte in den Unterhaltungen, wo Ferdinand in späteren Jahren erscheint; zweitens Apollo's Geburt nach Homer; drittens Drama und Roman verglichen; viertens ein Mährchen; fünftens den Eingang zum Cellini und sechstens (wie er schreibt, sehr bedingungsweise) etwas aus dem Faust. Herders Homeridischen Aufsatz habe ich noch immer nicht, und weiß in diesem Augenblick noch nicht, wo ich den dritten Bogen zum neunten Stücke hernehmen werde, von dem ich schon die zwei ersten zum Druck abgeschickt habe. So arm sieht es bei uns aus! Ich habe zwar dieser Tage etliche Aufsätze von fremden Autoren erhalten, aber die ich schlechterdings nicht brauchen kann. Im äußersten Falle kann ich freilich von mir einen Aufsatz geben, welches mir aber doch jetzt eine unangenehme Diversion machen würde, da ich im besten poetischen Feuer bin.

Ihre Briefe, lieber Freund, sind mir ein rechter Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dienten sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf, als entrathen kann. Der Wunsch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei diesen poetischen Arbeiten belebt und gestärkt; und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenne ich nun bald meine Stärke, sowohl als meine Schranken im poetischen Felde. Diese letzteren werden mir wohl das Dramatische verbieten, aber auf das Epische werde ich dafür ernstlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, versteht sich.

Doch darüber und über dieß ganze Capitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abwesenheit vorbei ist. Unterdessen werde ich in der poetischen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundschaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück.

Goethe versichert mir, daß die Beschwerden, die ich ihm über das sechste Buch des Meisters machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt seyen. Ich hatte ihn merken lassen, was ich gewünscht hätte, daß vorzüglich berührt worden wäre, und was nach meiner Meinung noch mehr in dem Gegenstande läge, als er angedeutet hätte. Bei dieser Gelegenheit habe ich aufs Neue erfahren, daß man ihm sehr viel Wahrheit sagen kann.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Ich freue mich auf Ihre Briefe, die jetzt fast mein einziger Berührungspunkt mit der Außenwelt sind.

Herzliche Grüße an Sie beide von uns Allen. Ihr

Sch.

N. S.

Eben erhalte ich Nachricht von Goethe, daß ich morgen Herders Aufsatz erhalte, und daß er vortrefflich gerathen sey. Goethe schickt mir eben auch den Schluß der Erzählung und Un-

terhaltung, die aber nur einen halben Bogen gedruckt ausmacht.

Das Mährchen ist schon darin angekündigt.

Natur und Schule lassen Sie noch aus der Sammlung heraus. Aber den spielenden Knaben und die Ilias mögen Sie irgend wo unterstecken, wo noch Platz ist, oder wo Sie etwas herauswünschen, und eine Lücke auszufüllen ist.

XV.

Tegel, den 25 August 1795.

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob ich Ihnen werde viel schreiben können. Ich eile daher zuerst Einiges über den Musenalmanach abzumachen. Auch die jetzige Lieferung hat gar sehr meinen Beifall.

Herders Parthenope ist ganz Herderisch, voll seiner Vorzüge, aber, wie es mir wenigstens scheint, auch seiner Unarten. Das Stück hat im Ganzen einen schönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen,

aber auch so viel Mystisches und ein so durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß Mancher leicht daran irre werden kann. Einiges ist mir in der That unverständlich, so folgende Stelle, die ich Sie doch noch einmal anzusehen bitte:

Der Baum,

Der rein geläutert von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den runden Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften.

Heißt das: die Sonne beschiene die Spitzen der Blätter, so ist es doch beinahe schwülstig ausgedrückt. Die beiden kleineren Stücke mit D. unterzeichnet, sind doch wohl auch von ihm; sie sind sehr schön; sehr zart und griechisch ist sein kleines mit E. unterzeichnetes Epigramm. Die beiden Aenderungen in der Entfernten und Madera habe ich gemacht. In dem letzteren aber heißt der Vers

Ihr Gebet und einen Tempel,

wofür ich nun

Ein Gebet u. s. f.

wie Sie schrieben, gesetzt habe.

Meyer hat Ihnen gewiß noch immer sein Bestes geschickt, ob ich gleich die Biondina nicht recht verstehe. Die Boten sind recht artig. Wie kommt Ihnen sein Brief vor?

Haben Sie noch mehr, als dieß eine recht hübsche Ding von Kosegarten?

Wer ist der Y. mit dem närrischen Herzenswechsel? In dem Gedicht der Mereau, glaube ich, werden Sie eine kleine Aenderung machen müssen. Es heißt:

Es rauschen die Wellchen — — — —
Und reißen manch Blümchen vom Ufer in Quell.

Der Artikel kann hier nicht fehlen. Sey'n Sie so gütig, mir hierauf zu antworten, ich will lieber das Gedicht so lange zurückbehalten. Ueberhaupt wünschte ich, daß Sie mir mit nächster Post nun schreiben könnten, was Ihnen noch etwa über den Druck des Almanachs einfällt. Denn ich denke, er soll mit künftiger Woche angehen.

Goethe's Reise und wahrscheinlicher längerer Aufenthalt thut mir für Sie, der Sie

einen so sicheren Nachbar an ihm hatten, doppelt leid, ob ich ihn gleich gern in Italien, wohin ich noch ganz gewiß 1797 zu gehen denke, und mit großem Verlangen steuere, fände. Von seinem Werke, wenn es auch freilich bei einem solchen Umfange, in einigen Stücken, wird mangelhaft seyn müssen, verspreche ich mir sehr viel.

Daß mein Bruder den Weg in die Schweiz über Venedig und Mailand genommen, schrieb ich Ihnen wohl schon. Sein letzter Brief ist aus Venedig, wo ihn die Schönheit und Neuheit der Gegenstände bezaubert.

Woltmanns Recension der Musenalmanache will ich zwar nicht naiv und höflich nennen; aber ganz so arg, als sie Ihnen Schreyvogel geschildert hat, ist sie doch auch nicht. Ich habe sie vor Ihrem Briefe gelesen, und da Woltmann wenig bisher recensirt hat, so ist er mir gar nicht eingefallen. Sie zeichnet sich doch immer vor den übrigen belletristischen Recensionen der A. L. Z. aus, wie außer mir auch Mehrere urtheilen. Daß das Tadelnswerthe getadelt wor-

den sey, ist mir darin nicht aufgefallen, wohl aber war das Mittelmäßige zu sehr gelobt. Unverzeihliche Fehler dieser Recension waren, daß sie äußerst wortreich (z. B. über den Nutzen der Almanache) und ziemlich gedankenleer war, daß sie schlecht und affectirt geschrieben war (Blumen und Blüthen kam auf zwanzigmal vor), und daß der Recensent auf eine unausstehliche prätensionsvolle Weise einem Herrn T. einen Kranz ertheilte, von dem dieser nun wieder einzelne Blumen an, ich weiß nicht wen, abgeben sollte.

Ich sehne mich unglaublich wieder zu Ihnen, liebster Freund, es fehlt mir nicht, wie Ihnen, an Zerstreuung, aber die brauche ich wenig, ganz aber an einem solchen Ideenwechsel und einem solchen freundschaftlichen Genuß. Ueberhaupt sagt mir doch unsere Trennung aufs Neue, daß Sie nicht in Jena leben sollten. Wenn ich bedenke, daß meine Abwesenheit Sie, Goethen der doch bei Weitem nicht immer da ist abgerechnet, in eine wahre Einsamkeit versetzt, so

könnte mir bange werden. Ich würde nirgends, wo ich auch lebte, für Ihren Umgang einen Ersatz finden, das fühle ich sehr lebhaft. Aber Ihnen würde eine große, lebendigere Stadt doch mehr Stoff von Außen zuführen, dessen Sie zwar nicht zum besseren Gelingen Ihrer Arbeiten (denn es ist wunderbar, wie selbstständig und selbstgenügsam Sie von dieser Seite sind), aber doch zur minderen Anspannung in einem arbeitsvollen Leben, und zu einer froheren mannichfaltigeren Existenz bedürfen. Auch wünschte ich Sie noch unabhängiger, selbst die Horen ärgern mich manchmal. Sie beschränken doch wohl hie und da Ihre Freiheit und Ihre Wahl in der Arbeit. — Herzlich freue ich mich, in fünf Wochen wieder bei Ihnen zu seyn, und mich für die lange saure Entbehrung zu entschädigen.

Leben Sie herzlich wohl. Tausend Grüße an Lolo von mir und von meiner Frau an Sie beide. Adieu. Ihr

H.

XVI.

Tegel, den 31 August 1795.

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für Ihren letzten interessanten Brief. Unser jetzt so lebhafter Briefwechsel macht mir eine unendliche Freude, und knüpft mich fast allein noch an eine intellectuelle Thätigkeit an.

Es hat uns sehr geschmerzt zu sehen, daß es mit Ihrer Gesundheit noch so gar nicht besser geht. Ich bewundere, daß es Ihnen möglich ist, dabei eine so schöne und fruchtbare Geistesstimmung zu bewahren, als Ihre Arbeiten durchaus verrathen. Auch die letzteren haben mich sehr angenehm beschäftigt, und wenn, wie Sie einmal äußern, die Freundschaft sich in mein Urtheil einmischt, so geschieht es, ohne daß ich es selbst weiß. Ich weiß zu gut, daß ich mich überall in der Kritik zu leicht zum Beifall hinreißen lasse, als daß ich mich nicht jedesmal mit Fleiß zu einer größeren Strenge stimmen sollte.

Die Ideale tragen das Gepräge der Stimmung an sich, in der sie, wie Sie mir schreiben, entstanden. Eine Wehmuth, die sich in Ruhe aufgelöst hat, ist über das Ganze verbreitet, und die glänzenden und lebendigen Gestalten, welche die erste Hälfte aufstellt, thun eine sehr gute Wirkung. Auch sind einzelne Stellen überaus glücklich. Dennoch hat dieß Gedicht, ich weiß noch selbst nicht recht warum, nicht ganz den Effect auf mich gemacht, als Ihre übrigen Stücke, und meine Frau hat mir dasselbe von sich gesagt. Ich bin es einzeln und sehr genau durchgegangen, und wüßte nichts, was ich, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, tadeln könnte. Auch die strengste Kritik muß gewiß gestehen, daß es ein sehr schönes Gedicht ist, und eben dieß auch sagt mir mein Gefühl. Nur vermisse ich die gedrängte Fülle, den Schwung, den raschen Gang, mit Einem Wort den eigenthümlichen Charakter, an dem ich, auch unter lauter Musterwerken, doch Ihre Arbeit leicht erkennen würde. Freilich

rührt dieß wohl von dem Gegenstande selbst her, und insofern dieß ganz der Fall ist, entspringt der Eindruck, den es auf uns machte (wie auch sehr wohl möglich ist), aus einer einseitigen Beurtheilung. Nur ob jene Vorzüge nicht auch mit diesem Stoff zu vereinen waren, darüber bin ich zweifelhaft, und nur auf diese Möglichkeit gründet sich meine Kritik. Wie es da ist, scheint mir die Wirkung weniger auf seinen dichterischen Vorzügen, als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und das Gefühl so stark ergreifende Stimmung nothwendig mit sich führt. Es hat unläugbar, wie auch der Eindruck auf Goethe beweist, etwas sehr Rührendes, ich zweifle nur, ob dieß Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weise aus dem Stoff, und weniger aus der Form entspringt. Es hat einen so nahen Bezug auf Sie, die Empfindung ist so schön und natürlich, der Ausdruck so wahr, daß meinem Herzen kein anderes Stück Ihrer Hand eigentlich so werth ist. Auch unterscheidet es sich dadurch

gar sehr von Ihren übrigen. Ueberall ist das Gefühl so viel sichtbarer, als die Phantasie. Nur ob dieser Eindruck ganz rein ist, ob das Gefühl, so wie es der Kunst eigen ist, durch die reine Form, oder auf einem unmittelbaren Wege zugleich rege gemacht wird? das ist die Frage; und wenn meine Kritik irgend gegründet ist, so glaube ich, muß es hierin liegen. Ueber keines Ihrer Gedichte ist mir das Urtheil so schwer geworden, und doch, wie ich selbst fühle, so mißrathen. Ich stehe in einem Streit mit mir selbst, aber ich wollte Ihnen den Eindruck auf mich doch wenigstens historisch erzählen, wenn ich auch nicht davon Rechenschaft zu geben wußte. Was Sie von Ihrem Aufenthalt in Stuttgart sagen, bestätigt meine eigene Erfahrung an Ihnen vollkommen, und hat mich darum doppelt gefreut. Gewiß ist Ihre Geistesform jetzt auf ewig bestimmt. Ich weiß Niemand, auf dessen Unveränderlichkeit ich so fest bauen möchte, als auf die Ihrige, aber es ist noch mehr, als das. Bei Jedem bringen

Zeit und Umstände etwas Aehnliches hervor; bei Ihnen hat sich zu beiden der Wille gesellt, und darum ist diese Erscheinung in Ihnen so ganz aus Ihrem Charakter entstanden, und so ganz auf ihn zurückwirkend. Auch glaubte ich immer seit Ihrer Zurückkunft nach Jena eine gewisse Aenderung an Ihnen zu bemerken. Alles Beste von Sonst fand ich wieder, und erhöht, aber außerdem eine so gleichmäßige aus Ihrem ganzen Selbst entsprungene Ruhe und Milde, daß beide, abgerechnet, daß sie Ihre innere Zufriedenheit nothwendig erhöhen, einen unbeschreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit Ihnen verbreiten. Denn gerade das schätze ich so sehr, daß durch Ihre ernste Wahrheitsliebe weder die Milde, noch durch diese jene verliert.

Die beiden letzten Strophen, und vorzüglich die letzte, schildern auf eine überaus eigenthümliche Art Ihr Leben und Ihre Individualität, diese fortwährende Geistesthätigkeit, die keiner Schwierigkeit erliegt, nie ermüdet,

wie langsam auch der Fortschritt sey, und endlich immer zum Ziele gelangt. Zu den schönsten und in der That ganz gelungenen Stellen Ihres Gedichtes möchte ich die beiden Strophen von: „Wie einst mit flehendem Verlangen" u. s. w. an, und besonders die letzte Hälfte der hernach folgenden rechnen. Sehr dichterisch und malerisch ist auch die: „Wie leicht ward er dahin getragen" u. s. w. Ein wenig hart ist mir der Vers: „Ein reißend bergab rollend Rad" vorgekommen; statt Minne hätte ich Liebe gewählt, das erstere scheint mir mehr spielend als ernst, und dem Geiste dieses Stücks weniger angemessen; für Beschäftigung hätte ich ein anderes Wort gewünscht. Ist es nicht zu prosaisch, und schon Thätigkeit lebendiger und mehr poetisch? Freilich drückt das erstere Ihren Gedanken passender aus.

Natur und Schule liebe ich sehr. Da die so natürliche Frage schon an sich so oft aufgeworfen wird, und die Lage der Zeit selbst die Beantwortung noch nothwendiger macht, so

kann es ihr auch an allgemeinem Interesse nicht fehlen, und die Antwort ist zu einfach, um nicht ohne Mühe verstanden zu werden. Es lag wahrscheinlich nicht in Ihrem Plan, sonst hätte ich gewünscht, Sie hätten die Idee weiter verfolgt und wären auf die Frage gekommen, ob die Dauer einer solchen natürlichen, zweifellosen Unschuld wahrscheinlich oder nur möglich ist? was sie verbürgt? wozu eigentlich der Mensch als Mensch bestimmt ist? Die Behandlung wäre in einem Gedicht nicht leicht gewesen, hätte aber doch zu sehr poetischen und schön gegen einander contrastirenden Gemälden Anlaß gegeben. Die Idee zu meinem kleinen Aufsatz über die Luise hat mich dieser Materie näher geführt. Die Trockenheit, die allerdings, wie Sie sagen, dem Stoff Ihres Gedichtes eigen seyn mag, haben Sie ihm durch die Behandlung gänzlich genommen. Die Schilderung der Natur ist sehr schön und anziehend, und auch die finstere Schule malt Ihre Hand der Phantasie in großen und prächtigen

tigen Bildern. Das Ganze paßt aber allerdings mehr für die Horen, als für den Almanach.

Der spielende Knabe ist überaus schön, so lieblich und zart, und so charakteristisch. In der Ilias ist ein großer, und sogar so historisch wahrer Gedanke sehr glücklich ausgedrückt, und ein sehr schönes Epigramm im griechischen Sinn ist das Wiegenkind. Bei diesen Ihren Kleinigkeiten ist mir die Vergleichung mit den ähnlichen Herderschen auffallend. So trefflich die letzteren auch größtentheils sind, so vermisse ich doch etwas, das die Ihrigen auszeichnet. Fast nirgends ist der Gehalt so gediegen, die Diction so rund und kurz, das Ganze so stark und vollendet.

Heliopolis hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich begreife nicht, wie Herder den Sinn so mißverstehen konnte. Für mich liegt eine große und wichtige Wahrheit darin. Die Erfindung paßt sehr gut dazu, und die Erzählung ist sehr poetisch. Hätten Sie ihr, ohne

zu großen Aufwand von Zeit und Mühe, noch den Reiz des Reims geben können, so hätte ich es freilich noch vorgezogen. Indeß dient selbst dieß zur Mannichfaltigkeit, die jetzt dem Gehalt und der Form nach unter Ihren Beiträgen sehr groß ist.

Was Sie über das elegische Sylbenmaß sagen, finde ich vollkommen wahr, auch bin ich sehr zufrieden, daß es Sie so anzieht, da diese Liebe solche Früchte trägt. Der Reim wird darum sein Recht an Ihnen nicht verlieren. Auch bei Ihnen liebe ich ihn doch nur vorzüglich in der lyrischen Gattung, und zu dieser ist die Stimmung, die ihn dann auch gewiß herbeiführt, doch seltener. Fast möchte ich, Sie machten auch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Sylbenmaßen, wie die Klopstockischen und Horazischen sind. Zwar lieb' ich sie im Deutschen gar nicht, aber nur um Sie in allen Gattungen zu sehen.

Die Herderschen letzten Beiträge sind wieder recht sehr gut. Am besten gefällt mir

die Harmonie der Welt, und Nacht und Tag.

Kosegartens Schön Sidselil hat mich wegen der beiden ersten Verse laut auflachen gemacht. Das Ganze ist eine furchtbare Composition. Aber in der Voraussetzung, daß in diesen Dingen, als in fremden Volksliedern, etwas historisch Wahres liegt, lesen sie sich doch mit Interesse und dienen dem Almanach zur Mannichfaltigkeit.

Die Farbengebung von Herder ist sehr zart und schön.

Meyer hat ja ordentlich viel geschickt.

Die Aenderungen habe ich gehörigen Orts vorgenommen; es hat mich sehr gefreut, daß Sie bei der dritten Stelle im Tanz meine Meinung gegründet gefunden haben. Alle Verbesserungen sind sehr gut, vorzüglich stehen die beiden neu hinzugekommenen Verse so an ihrer Stelle, daß ihnen gewiß Niemand ihre spätere Geburt ansieht. Für die Ausmerzung der Möpen dankt meine Frau besonders. Die Aenderung

ist freilich noch nicht ganz glücklich, indeß immer viel besser. Ich werde mit dem Einrücken dieses Stücks noch warten. Indeß kann ich mich noch nicht entschließen, es von der Spitze wegzunehmen, und gegen die mystische Parthenope (die gar nicht so sehr meine Liebschaft ist) auszutauschen; und Sie müssen mir dießmal meinen Ungehorsam schon nachsehen. Es ist wirklich weder Grille, noch bloße Vorliebe für dieß Stück. Schon sein Gegenstand führt es natürlich an die Spitze, und da jeder doch, ehe er blättert, das erste Stück liest, so ist es gar nicht gleichgültig. Ich werde daher, wenn es möglich ist (sonst folge ich Ihrem Auftrag) mit dem Bogen B anfangen lassen. Da Alles arrangirt ist und seyn muß, so wird das wohl füglich angehen. Indeß ersuche ich Sie doch um baldige Nachricht, ob es so bleiben soll, oder wie ich ändern soll?

Ich billige es gar sehr, daß Sie auf den Almanach bedacht sind, und Ihrer poetischen Stimmung folgen. Aber werden Sie doch ja

für die Horen nicht muthlos. Vermeiden Sie Aufsätze im Schlage der meinigen und des Fichtischen, sorgen Sie, so viel es geht, für leichte (wäre es auch manchmal lose) Waare, und die Horen gehen gewiß recht gut. Trotz aller widersprechenden Urtheile, höre ich doch allgemein, daß die letzteren Stücke mit größerem Vergnügen gelesen worden sind, und was wird mehr erfordert? Goethe's noch in diesem Jahre zu erwartende Beiträge sind, den Titeln nach zu urtheilen, auch wenn der Faust nicht kömmt, doch immer sehr brauchbar. Der Herdersche jetzige wird auch interessiren, und ganz müßig für die Horen sind Sie ja gewiß eben so wenig im Rest des Jahres, als jetzt, wo Sie das treffliche Reich der Schatten und Natur und Schule geliefert haben. Ist Ihnen schon die Recension der 4 ersten Horenstücke im neuesten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu Gesicht gekommen? Ich dächte doch, sonst lieferte ich Ihnen Auszüge. Aber man muß es ganz lesen. Von wem auch dieß

saubere Product herrühren mag, so ist es immer ein elendes Machwerk ohne Philosophie und mit einem kleinlichen einseitigen Geschmack, nüchtern wie die ganze Bibliothek und, wie Jacobi sagen würde, recht philistermäßig. Ich bin indeß sehr gut davon gekommen. Denn außerdem, daß ich durch eine ordentliche Assignation an alle Duretacten angewiesen werde, die Ihnen gesagt sind, so ist doch eben keine eigene Zugabe für mich dabei. Von Manchem begreift man gar nicht, ob es Ironie oder was sonst ist?

Den Meister (das Ende des 5ten Buchs und das 6te bis auf ein noch fehlendes Stück) hat mir Unger mitgetheilt, aber leider nur auf so kurze Zeit, wegen der Eile mit dem Drucke, daß ich es bloß einmal und flüchtig habe lesen können. Das 5te Buch ist sehr interessant und ganz im Geiste seiner Vorgänger. Indeß ist der Knoten mit der Person, in deren Armen Meister sich fühlte, doch noch mehr bloß zerhauen, als es, dünkt mich, sogar für's erste noch erlaubt war. Meisters Einschlafen ist nicht na=

türlich. Das 6te Buch hat mich sehr interessirt. Der Gang der religiösen Meinungen in dieser Person ist mit großer Treue und Natur geschildert, und Goethe hat eine große Bekanntschaft auch mit dieser Seite der menschlichen Seele darin bewiesen. Vorzüglich ist die Wahrheit, daß die Empfindungsweise überhaupt die Religiosität und ihre Modificationen, und nicht diese jene bestimmt, auf eine im ganzen Gange der Geschichte doch sehr einleuchtende, und auf eine so individuelle Art gezeigt, daß sie dadurch gewissermaßen neu erscheint. Einige Stellen scheinen mir tiefe psychologische Blicke zu verrathen, und ich hätte sie gern genauer untersucht, so z. B. den Uebergang zu einer größeren religiösen Aengstlichkeit, durch den ernsten Umgang mit Philo, gleichsam die Offenbarung dessen, was Glaube sey, beim Knieen am Crucifix u. s. w.

H.

XVII.

Jena, den 7 September 1795.

Zuerst von unseren Geschäften, theurer Freund, weil ich nicht weiß, wie viel Zeit ich zum Schreiben finde. Ich hoffe mein letzter Brief ist zu rechter Zeit, und frühe genug angelangt, ehe Sie zu dem Druck des Almanachs eine ernsthafte Anstalt haben machen lassen.

Von meinen Gedichten habe ich schon, außer dem verschleierten Bild und Natur und Schule, den philosophischen Egoisten, den Weltverbesserer, die Antike, die Ilias, Weisheit und Klugheit, das Höchste für das 9te Stück der Horen abgesendet. Pegasus werde ich doch noch da schließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der Würde der Frauen ändere ich noch die zwei vorletzten Verse der ersten Strophe, die theils ungeschickt, theils für die Exposition des Ganzen zu leer sind.

Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen

sind gegründet, und es ist mir unmöglich etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann. Unglücklicherweise habe ich Natur und Schule schon den vorigen Posttag abgeschickt, habe aber doch das Nöthige geändert, und sende es heute an Cotta nach, wenn es etwa noch Zeit wäre. An den andern Stücken versteht sich, daß ich das Fehlerhafte noch verbessere. Die erste Härte in Natur und Schule hatte ich schon in dem ersten Manuscript an Cotta verbessert, so wie ich überhaupt am Ende noch einige nöthige Disticha eingeschoben.

An Körner sende ich heute das Reich der Schatten mit den noch übrigen Gedichten. Was er zu der ersten Lieferung meint, ersehen Sie hier aus seinem Briefe. Mich amüsirt der sonderbare Widerspruch zwischen Euch vier Kunstrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und

Herder den Tanz. Am größten aber scheint mir der Widerspruch zwischen Körner und Ihnen, und auch am wichtigsten. Ihnen sind die vier ersten Strophen der Macht des Gesanges (wie auch gewiß wahr ist) die besten, Körnern stören sie den Genuß der letzten. Ihm gefällt der Pegasus nur bis zum Apollo. Ihnen gefällt er von da an mehr. Körnern mißfällt der Schluß der Ideale, der schlechterdings nicht anders seyn durfte, Ihnen ist er vorzüglich lieb.

Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle seyn würde. Auch kenne ich unter Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es

nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art vom innern Ueberfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energische und den Gedanken, als auf das Rührende geht, nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden. Mehr wunderte mich, daß es auf Ihre Frau seine Wirkung verfehlte; weil es doch zur Empfindung spricht.

Auch von Körnern begreife ich nicht recht,

daß ihm entgangen ist, warum ich dieses Gedicht matt schließe. Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens. Mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollte ich meinen Leser entlassen.

Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, diesem Gedicht mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugestehen, so ist doch etwas darin, was es dichterischer macht als alle übrigen. Vielleicht und vermuthlich aus demselben Grunde, woraus wir beide erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt, als die männliche, weil, ceteris paribus, das materielle und passive Element der Schönheit vorzugsweise ihr eigen ist, und man die Auflösung weniger, als die anspannende Thätigkeit dabei missen kann.

Das Reich der Schatten ausgenommen, ist mir Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebste. Was Sie in diesem Gedichte noch ausgeführt gewünscht hätten, würde es dem Philosophen zwar befriedigender machen, aber seine einfache Form zerstören, und auch den

poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden, die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühle ich, daß ein jedes anderes Denouement durch den Verstand den ganzen Geist des Gedichts würde verändert haben.

Ich fürchte, wir werden uns in der Materie, die wir beide jetzt behandeln, einander ins Gehege kommen; was Sie bei Gelegenheit jener Anmerkung über Natur und Schule von Ihrem Aufsatze schreiben, erinnert mich daran. Ich bin gerade jetzt bei meinem Aufsatz über's Naive, wo ich von dem Gegensatz zwischen Einfalt der Natur und zwischen Cultur viel zu reden habe. Dieser Aufsatz interessirt mich sehr, und da ich mir zum Gesetz gemacht, ihn mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln, als

meine ästhetischen Briefe, so nehme ich Manches aus der Erfahrung mit, was ich sonst würde der strengen Form aufgeopfert haben. Ueber alte und neue Dichter werde ich Manches bemerken. An die specielle Zergliederung des Naiven komme ich aber erst in dem zweiten Theil des Aufsatzes. Der erste handelt nur von dem Interesse an der Natur überhaupt.

Ueber Ihre Bemerkungen, das Reich der Schatten betreffend, habe ich Ihnen neulich schon schreiben wollen, aber die Almanachssachen machten mir eine Diversion. Das, was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund, wenigstens vergleichsweise mit den drei anderen Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke ꝛc.

Aber dieses fand ich zu prosaisch, und auch nicht anschaulich genug. Mir däucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Aesthetische, als auf das rein Moralische hin-

weist. Dieses wird durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet. Die vier letzten Zeilen dieser Strophe waren schon vorher von mir geändert worden, und diese Veränderung steht auch schon in dem zum Druck abgeschickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mitbekommen hätten. Sie heißt:

— — und sie steigt von ihrem Weltenthron,
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sclavensinn, der es verschmäht.
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Strahlenscheibe, statt Strahlenkugel ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie Acht geben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwei ganz verschiedene Sachen als Eine vorgestellt werden: Die Phasen des Mondes, und dann seine nothwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beim Vollmond ist.

Hätte ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? so hätte ich nicht von

seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen: wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht seyn? Aber da quälte mich der Reim zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinste ist.

Eignet auf diese Art gebraucht, hat Lessings Autorität für sich. Im Nathan sagt er: Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet? Warum strichen Sie den Reim zwischen Sclave, und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu seyn. Einen wirklich unächten Reim Gott und Gebot haben Sie begnadigt; dieser ist aber auch herausgeworfen. Umarmt den Leuen ist absichtlich. Man kann dem Hercules die Arbeit nicht zu hart machen.

Die Elisionen des i in willige, acherontischen rc. sind freilich fatal, aber da sich alle Reimer von Anbeginn derselben bedienen, so erlaubte ich mir es auch.

Jetzt

Jetzt wüßte ich nichts mehr, Sachen und Geschäfte betreffend. Höchst ungeduldig bin ich zu erfahren, wie es mit dem Almanach endlich entschieden ist.

Goethe ist noch in Ilmenau, wird aber jeden Tag in Weimar erwartet.

Leben Sie wohl, bleiben Sie gesund, heiter, und sorgen Sie ja, daß Sie auf den bestimmten Termin wieder abreisen können.

Sch.

XVIII.

Tegel, den 11 September 1795.

Ihre beiden letzten Briefe, theurer Freund, so liebevoll sie auch für mich waren, schienen mir in einer mißmuthigen Stimmung geschrieben, und es hat mir innig weh gethan, daß Sie in Ihrem innern, ruhigen und frohen Daseyn doch so manchmal gestört werden müssen.

Möcht' ich nur erst wieder bei Ihnen seyn, mein liebster Freund. Mündlich und gesellschaftlich macht sich so Vieles leicht ab, das allein

einem schwer und verdrießlich aufliegt. Ich rechne noch immer, den 1sten October von hier abzugehen, und rechne es jetzt fast gewisser, als vor einigen Wochen, obgleich ich Ihnen nicht von meinen Besorgnissen schreiben mochte.

Ihre Briefe sind mir eine große Erquickung gewesen, und sind es noch jedesmal. Sie haben mit den kleinen Aufträgen, die sie enthielten, und Ihren Gedichten, den größten Theil meiner sparsamen Muße ausgefüllt. Die Würde der Frauen hat einen sehr schönen Eindruck auf uns beide gemacht. Mir war es ein in der That unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessenen Diction ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Todtes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Vollendung, Leben, eigene Organisation

erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dieß habe ich lange nicht so sehr, als hier, gefühlt. Die Zeichnung jedes der beiden Charaktere ist Ihnen gleich gut, als die Entgegenstellung beider gelungen, das Sylbenmaß ist äußerst glücklich gewählt, und es wird nur sehr wenig Gedichte geben, die so sicher rechnen können, ihre Wirkung so voll, als dieses, zu thun. Meine Frau meint, ob es nicht vielleicht gut gewesen wäre, wenn Sie den Anfang: Ehret die Frauen! noch einmal am Schlusse zurückgebracht hätten. An einen philosophischen Egoisten ist von einer sehr eigenen und hohen Schönheit. Die Beschreibung der Mutter und des Säuglings ist überaus zart und lieblich und die Wendung des Ganzen schön und überraschend. Unter den übrigen hat mir Weisheit und Klugheit und Odysseus am meisten gefallen. In dem Odysseus liegt ein großer und tiefer Sinn. Die Ritter sind ja recht fromm geworden und machen niedliche bunte Reihe gegen das Ende des Almanachs

hin mit den Epigrammen. Diese habe ich empfangen, und sie haben mich aufs Neue sehr gefreut. Sie zeichnen den Goethe'schen Charakter sehr in seinen wesentlichsten und gefälligsten Zügen.

So viel für heute, liebster Freund!

H.

XIX.

Tegel, den 14 September 1795.

Den letzten Sonnabend, an dem ich Ihnen schrieb, lieber Freund, habe ich noch eigne Schicksale gehabt. Gleich nachdem ich Ihr Geschäft bei Unger abgemacht hatte, eilte ich fort. Aber unterweges begegnete mir ein Bote meiner Frau. Unser kleiner Junge war den Morgen sehr krank geworden, und sein Zustand schien in der That einen Augenblick sehr bedenklich. Ich kehrte also wieder um, und sprach mit dem Arzt, und ritt dann hier heraus. Bei meiner Ankunft fand ich das Kind zwar besser und

außer Gefahr, aber meine Mutter abermals krank, und so ist der Sonnabend, wie der gestrige Tag, mit vielen durch diese Umstände verursachten Störungen verstrichen. Der Junge leidet zugleich an starkem Husten und Zähnen, jedoch glaubt der Arzt nicht, daß es von Dauer seyn wird. Mit meiner Mutter steht es noch ebenso, und es ist nichts zu thun als abzuwarten.

Möchten nur Sie, lieber theurer Freund, recht wohl und heiter seyn, das denke ich so oft hier, wenn ich mich mit ihnen und Ihren Arbeiten beschäftige. Ich meine, der hier ungewöhnlich gute September soll Ihnen heilsam seyn, und wahrscheinlich besucht auch Goethe Sie jetzt bald auf längere Zeit.

Ich habe seit neulichem Posttag die beiden Horenstücke durchgelesen, und einige Sachen haben mir viel Vergnügen gemacht. Der Erhardische Aufsatz ist zwar, als Fragment, am wenigsten befriedigend, es ist nicht leicht, das Resultat recht rein aufzufassen, und für die

Kürze, welche die Abhandlung nun hat, beschäftigt sie sich zu viel von Anfang herein mit der Republik, die noch dazu ziemlich bekannt ist. Indeß ist die Idee, die im Ganzen herrscht, sehr richtig und mit vielem Scharfsinn auseinander gesetzt. Selbst der Vortrag hat mir stellenweise sehr gut gefallen. Ich wünschte sehr die Folge seiner Gedanken zu kennen, vorzüglich um seine Meinung über die Platonische Schrift genauer zu prüfen. Diese ist in der That in Ansehung ihres Zwecks und Plans eine Art von Räthsel, von dem es mehrere Auflösungen geben kann, und mehrere versucht worden sind. Die Erhardische hat viel für sich, und könnte, ganz ausgeführt, leicht mehr leisten als Morgensterns Buch, das Sie ja selbst besitzen. So gut ich aber mit diesem Aufsatz zufrieden bin (da das, was ich vermisse, nur darum fehlt, weil er Fragment ist), so wenig kann ich es mit Erhards Recension der Fichte'schen Vorlesungen seyn. Nie hätte ich mir einfallen lassen, daß er der Verfasser derselben wäre. Denn

wenn ich auch annehmen könnte, daß die offenbaren Sprachfehler, mit denen sie gleich anhebt, bloße Druckfehler wären, so ist die Vergleichung mit Raphael, die Aufwerfung der Fragen, vorzüglich die Verschiebung ihrer Antworten und der Auszug selbst, Alles von der Art, daß ich nicht einmal einen gewöhnlich guten philosophischen Kopf vermuthet hätte. In dem Auszuge vermisse ich z. B. ganz, daß die wesentlichen Dinge recht herausgestellt, und durch die Stellung selbst gewürdigt wären, was doch unumgänglich nöthig ist, wenn der Leser einen wahren Begriff von einer philosophischen Schrift bekommen soll. Vermuthlich aber hat E. die Anzeige nicht abschlagen und doch hier seine wahre Meinung nicht äußern wollen. Daher mag Aengstlichkeit und Verdrießlichkeit gekommen seyn. Die der Beiträge las ich noch nicht.

Schlegels Arbeit in beiden Heften hat mich wieder sehr interessirt, besonders der Ugolino. Indeß prophezeye ich ihm kein sonderliches Glück. Die übersetzte Stelle dürfte man doch,

und ich weiß nicht, ob mit Unrecht, mehr gräßlich, als schön und erhaben finden. In der Note zum Tydeus und Menalippus hat sich Schlegel wohl geirrt. Dante dachte vermuthlich an eine Mythe, die mir immer sehr merkwürdig gewesen ist. Tydeus verschlang nämlich vor Theben das Gehirn eines erschlagenen Feindes, und Minerva, die ihn vorher hatte unsterblich machen wollen, überließ ihn nun wegen dieser Barbarei seiner Sterblichkeit.

In Voß Dichtkunst sind mir die Härten des Inhalts und der Sprache mehr im Druck, als sonst im Manuscript aufgefallen. Ich habe neuerlich einige Gesänge seiner neuen Odyssee mit prüfender Aufmerksamkeit auf die Sprachneuerungen durchgelesen. Es ist wirklich kein Capitel der Grammatik, aus dem man nicht, wenn man den gewöhnlichen Gebrauch zur Regel nimmt, eine Menge Solöcismen sammeln könnte. Da es gewiß sogar nothwendig ist, die Sprache zu verbessern, aber eben so gewiß nicht gut, in dem Neuern keine Gränze

zu finden, so habe ich jetzt viel über die Auffindung dieser Gränzen nachgedacht. Viel glaube ich kommt darauf an, nicht Alles für Verbesserungen zu halten, was an sich in einer Sprache überhaupt ein Vorzug ist, sondern sehr genau auf die Eigenthümlichkeit der Sprache, die man vor sich hat, zu sehen. Nicht bloß, daß die Sprache selbst ein organisches Ganzes ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, daß dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf. Darum dünkt mich, sollte Niemand so sparsam mit Sprachverbesserungen seyn, als gerade der Uebersetzer, da dieser seine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, sondern nach einer bestimmten anderen Sprache umändert. Um aber freilich hier nur irgend feste Regeln zu bestimmen, müßte es möglich seyn, die Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Sprache genau charakteristisch und zugleich so ausführlich anzugeben, daß es möglich wäre, darnach einzelne empirische Regeln für die

Sprachverbesserung herzuleiten, und hierzu sehe ich noch das Mittel nicht ein. Bis dahin aber werden immer diejenigen, die für und wider Voß streiten, bald beide Recht, bald Unrecht haben.

Von wem ist denn Kirchhof und Lethe? Letzteres hat mir nicht recht gefallen wollen, das erstere mehr, wenn ich auch schon die Gattung nicht liebe.

Aber Sie werden Sich gewundert haben, daß ich noch nicht früher des Jacobi'schen Aufsatzes gedachte. Sehr richtig sagen Sie, daß nichts charakteristischer seyn kann. Ideen, Sprache, die guten wie die geschmacklosen Stellen und alles Er und nur Er. Auch hat ihn hier Jedermann, so viel ich hörte, erkannt, und mit Vergnügen gelesen.

H.

XX.

Tegel, den 22 Septbr. 1795.

Der erste Bogen des Almanachs ist glücklich gedruckt, liebster Freund, und Unger wird ihn Ihnen selbst unmittelbar schicken. Ich habe ihn vor dem Abdruck, aber nur einen Augenblick gesehen. Indeß konnte ich doch ein Paar kleine Uebelstände schnell abändern. Durchgelesen habe ich ihn nicht, indeß kann ich mich, denke ich, auf die Correctheit verlassen. Sie müssen nämlich wissen, daß ich die Correctur nicht selbst habe. Theils war es zu weitläuftig, da Berlin 1½ Meile von hier ist, theils habe ich diese Sache nie geübt, und hätte gewiß mehr, als ein Anderer, stehen lassen.

Ihre Antwort auf meine Urtheile über Ihre neuesten Gedichte, und die Vergleichung der Herderschen, Körnerschen und Goethe'schen hat uns sehr viel Freude gemacht. Es muß Ihnen doch ein großer Spaß seyn, jedem von uns einen eigenen Liebling geschenkt zu haben. Daß auf Goethen die Ideale am tief-

sten wirkten, begreife ich sehr. Niemand unter uns übrigen kann sich des Besitzes, dessen Verlust Sie beklagen, so rühmen als er. Auch Herders Wahl ist sehr charakteristisch. Die Harmonie in scheinbarer Verwirrung, vorzüglich auf das Weltall bezogen, ist eine bei ihm oft wiederkehrende Idee, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kurzen Anwendung führt, ist ganz in seiner Manier. Hätte das Gedicht nicht eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, so hätte ich es ohne Anstoß für ein Herdersches nehmen können. Auch kann ich nicht läugnen, daß ich ihm den zweiten Platz unter den vieren anweise, doch mag dieß nur subjectiv seyn. Denn gewiß fordert und beweist Natur und Schule mehr dichterisches Genie. Sehr gut begreife ich daher auch den Vorzug, den Sie und Körner ihm geben. Außerdem aber kann ich mich mit einigen Körnerschen Urtheilen nicht einigen. So über den Schluß der Ideale, deren zwei letzte Strophen unübertrefflich und über Alles

ergreifend sind, und über den Anfang der Macht des Gesanges, vorzüglich über die dritte Strophe. Hierüber, so wie über den Vorzug überhaupt, den ich diesem ganzen Stücke gebe, habe ich viel nachgedacht. Es ist dem nicht ganz gereinigten Geschmack wohl eigen, sich durch ein großes Bild eine ergreifende Idee fesseln zu lassen und sein Urtheil darnach zu bestimmen, und gerade so etwas kommt in diesem Stücke vor. Allein auch bei der kältesten Prüfung komme ich immer auf dasselbe Urtheil zurück. Unter allen ihren Gedichten, vielleicht einige frühere, die hier nicht in Vergleichung kommen können, ausgenommen, ist schwerlich noch eines so im höchsten Verstande lyrisch, und dieß wirkt um so stärker, als hier schlechterdings nicht (wie in den Idealen, der Resignation) eine Empfindung des Individuums, sondern der reine Dichtergeist vorwaltet. Sollte ich Ihre vier Stücke objectiv würdigen, so würde ich schwerlich einem einzigen den Vorzug geben können. Auch sind es eigentlich vier, wenig=

stens drei Gattungen, und jedes läßt sich nur mit seinem Ideal, keines mit dem anderen vergleichen. Unsere aus einander gehenden Urtheile beweisen, dünkt mich, nur, daß jeder Geschmack doch, wie auch so natürlich ist, eine gewisse Einseitigkeit hat. Unter dem gleich Guten gefällt uns das am meisten, was das Homogenste mit uns selbst ist. Mir z. B. sind die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet, Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken. Ich fühle darum recht gut, und ein neulicher Brief hat es Ihnen ausführlicher gesagt, das Dichterische darin, und bin weit entfernt, ihm daraus den mindesten Vorwurf zu machen. Aber die Macht des Gesanges berührt gerade die Seite, auf die es mir immer eigen ist, vorzüglich gerichtet zu seyn. Sie berührt die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Uebergang und Zusammenhang des Gedanken und der Empfindung, und versetzt das Gemüth in eine gewisse unruhige

Spannung. Insofern es, nach Ihrer trefflichen Bestimmung, der Charakter des Dichterischen ist, auf die Einbildungskraft zu wirken, und dieselbe in ihrer Freiheit zu bestimmen, so sind gewiß alle drei Stücke gleich dichterisch. Alle bestimmen sie mit Nothwendigkeit, und bei allen behält sie ihre Freiheit. Aber scheinbar ist vielleicht diese Freiheit mehr und minder groß. In Natur und Schule wird die Einbildungskraft bestimmt, auf eine dem Verstand ähnliche Art zu wirken, in den Idealen auf eine der wirklichen Empfindung ähnliche, in der Macht des Gesanges aber in einem Grade, wie vielleicht der Gegenstand keines andern Gedichtes erlauben würde, allein auf die ihn ausschließend eigenthümliche. Denn darin besteht ja das eigentliche Wesen der Einbildungskraft, noch das Unvorstellbare vorstellen, das Incompatible zugleich festhalten, das Unmögliche möglich machen zu wollen. Jemehr sie Gedanken und Empfindungen produciren soll, je leichter kann sie wieder frei scheinen,

weil Verstand und Empfindung es sind, die ihr sonst Fesseln anlegen, und ihren Flug hemmen. Sie sehen, lieber Freund, daß ich unsere Briefe, wie unsere Gespräche behandle. Ich schreibe hin, was mir gerade einkommt. Sehen Sie zu, ob sich aus diesen Gedanken etwas machen läßt, mir kommt es vor, als ließe sich aus einem solchen Schein die verschiedene Wirkung desselben Kunstwerks besser erklären.

In Ansehung des Schlusses des Pegasus bin ich Körners Meinung. Wie er da war, gefiel er mir außerordentlich. Aber ob er nicht in Rücksicht auf das Ganze besser wegbliebe, fiel auch mir schon ein. Wie Sie es jetzt gemacht haben, ist es sehr gut.

Ebenso ist auch Ihre Aenderung des Anfanges in der Würde der Frauen. Ich werde die erste abdrucken lassen, nicht die Variante, in der Eunomia und Cypria vorkommen. Sie scheinen mir die Wahl überlassen zu haben, aber ich wollte die Stelle:

was die Männer mit Leichtsinn verschwenden

nicht

nicht fahren lassen. Es ist ein zu charakteristischer Geschlechtsunterschied.

Wie freue ich mich auf Ihre Abhandlung über das Naive. Allerdings würden wir uns in der Materie kreuzen. Indeß sieht es auch mit meinen Arbeiten äußerst weitläuftig aus; es ist noch kein Buchstabe geschrieben. Fällt mir aber nichts Anderes ein, so werfe ich den Gegenstand darum nicht fort. Ich kann es ja vermeiden, diese Ideen gerade so breit zu behandeln, und mich mehr auf die Eigenthümlichkeit einlassen, welche dieser Stoff gerade der Idylle ausschließend vor allen anderen Gedichten gibt. Auch dachte ich schon darauf, zugleich die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen; das Fach ist so klein, daß die Mühe nicht groß ist. Endlich kann ich mich auch auf die Empfänglichkeit verschiedener Nationen für diese Gattung einlassen, wobei ich Gelegenheit hätte, meine Grille von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutschen ins Licht zu setzen. Sie sehen, daß es mir nicht an Pla=

nen fehlt. Möchte ich nur gleich viel Muth haben. Aber der, lieber theurer Freund, ist mir sehr gesunken, und wenn ich Ihnen die Ursache sage, werden Sie mich nicht tadeln. Denn ich muß es doch endlich sagen, es sieht äußerst mißlich um mein ganzes Zurückkommen im nächsten Winter aus. Die Abreise auf den 1sten October habe ich selbst schon aufgegeben.

Wie viel ich aufopfere, brauche ich Ihnen nicht zu sagen und muß es doch wieder, da Sie gerade selbst nicht ganz wissen können, was mir Ihr Umgang ist. Das Vergnügen, das die Freundschaft gewährt, gehört überhaupt nicht zu denjenigen, deren Entbehrung nur allein für den Genuß nicht gleichgültig ist, und das Vergnügen der Ihrigen und Ihres Umganges! Ich fühle es, daß vielleicht noch mehr, als billig ist, meine geistige Thätigkeit fremder Erwe=ckung, Nahrung, Unterhaltung bedarf. Und Neimand kann gerade gleich vortheilhaft auf mich wirken, als Sie. Das hat mir die Erfahrung bewiesen, und sogar reifes Nachden=

ken über unsere beiderseitige Individualität bestätigt.

Aber auch für Sie thut mir unsere längere, oder gar gänzliche Abwesenheit diesen Winter leid. Ich darf Ihren Aeußerungen und unseren Erfahrungen nach glauben, daß Sie dabei verlieren. Ich rechne auf Ihre große Selbstgenügsamkeit, auf Goethens Gegenwart, aber wie viel gäbe ich darum, wenn Alles anders wäre! Fahren Sie nur ja fort, so fleißig zu schreiben. Ich lasse es gewiß nicht am Antworten fehlen.

Ich habe auf den Fall, daß wir hier bleiben müßten, an Ilgen und Loder geschrieben, um einige kleine Geschäfte zu besorgen, und lege die Briefe hier bei. Haben Sie doch die Güte im Fall Loder verreist seyn sollte, sagen zu lassen, daß sein Hofmeister den Brief erbreche, und so gütig seyn möchte den Inhalt zu besorgen.

Meine Frau theilt meine Empfindungen über unser langes Hierbleiben, und grüßt Sie und die Ihrige herzlich. Leben Sie beide innigst wohl. Unser Kleiner ist wieder hergestellt. Adieu!

H.

XXI.

Tegel, den 28 September 1795.

Mit dem Almanach, liebster Freund, habe ich neulich noch viel Gram gehabt, und mit der Correctur eine Aenderung vorgenommen. Stellen Sie sich nur vor, was ich im zweiten Bogen für einen Druckfehler fand. Statt:

Ist es Elysiums . . . . umfängt

stand in Ihrem Tanz — umsaugt — das war doch zu arg.

Die empfangenen Gedichte werde ich besorgen. Ich habe mich gefreut, die Ideale wieder zu sehen. Sie werden leicht unter allen Ihren Beiträgen den meisten und allgemeinsten Eindruck machen, da sie am allgemeinsten verständlich sind. Das Mereausche Gedicht liest sich, Einiges abgerechnet, recht gut, und das Hölderlinsche hat ein sehr angenehmes Sylbenmaß.

Goethe's Prolog kenne ich schon aus der ehemaligen deutschen Monatsschrift.

Sömmering läßt hier eine Schrift: über das Organ der Seele drucken, die ich Ge=

legenheit gehabt habe, im Manuscript zu lesen, und die ich Ihnen als eine interessante Curiosität empfehle. Er hat nämlich die anatomische Entdeckung gemacht, daß die meisten Nervenursprünge sich bis in die Hirnhöhlen verfolgen lassen, und von dem Wasser der Hirnhöhlen gebadet werden. Er macht daher dieß Wasser zum Organ der Seele. Er hat die Schrift, die höchst sonderbar geschrieben ist, an Kant dedicirt, und die Antwort von Kant an Sömmering ist vorn abgedruckt. Dieser Brief ist äußerst originell und enthält, außer einer sehr gut gewandten Zurechtweisung über die Sonderbarkeit, einen Sitz der Seele zu suchen, eine Hypothese, wie jenes Wasser auf die Nerven wirken könne, in der Kant ganz so, wie in seiner Theorie des Himmels erscheint, und wie man ihn seit vielen Jahren nicht wieder auftreten sah. In der Sömmeringschen Schrift selbst sind Sie (Ihre ästhetischen Briefe) zweimal ausführlich citirt, einmal die weitläuftig gedruckte Note, sehr passend, das anderemal die Stelle

vom Welt er- und begreifen, völlig unpassend. Ich muß Sie bitten, dieser Schrift noch gegen Niemand zu erwähnen.

In Ludwigs Naturgeschichte des Menschen fand ich angeführt: Schiller über die Verbindung der physischen und geistigen Kräfte des Menschen. Stuttgart. Unstreitig ist dieß doch von Ihnen. Sie sprachen mir ja nie davon. Wenn Sie es nicht ganz desavouiren, thäten Sie mir einen großen Gefallen, es mir zu verschaffen.

In der deutschen Monatschrift gedenkt Ihrer Briefe Gentz in einem Aufsatz, den ich nur erst durchblätterte, der aber zu verdienen scheint, von Ihnen gelesen zu werden, über den Einfluß der Entdeckung von America auf den Wohlstand und die Cultur des menschlichen Geschlechts. Er spricht in jener Stelle von den schädlichen Folgen, die es hat, wenn man, statt Schritte, Sprünge thun, und die Reife übereilen will. In einer Anmerkung citirt er Ihre Briefe, die 1ste Lieferung S. 23 und

setzt hinzu: „diese erhobenen Aufsätze liefern, obgleich der politische Gesichtspunkt ihnen nur Nebensache war, den Text zu Allem, was sich Großes und Treffliches über diesen Gegenstand sagen läßt.“

Ich bin in den letzten Wochen sehr fleißig gewesen, und habe viel studirt. Sie können sich mich den größten Theil des Tages über an meinem Schreibtisch denken. Ich weiß nicht, durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Muth habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind doch meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrsamkeit auszuschweifen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus Einem Gesichtspunkte, und nie-

mals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angehen. Dieß vorausgesetzt, kann ich kaum der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu seyn, Alles, was ihn umgibt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen, und hat mich nur oft leider irre geführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung bestraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergessen, daß Jedes festhält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf, Gottlob! gefahrloser.

H.

XXII.

Tegel, den 2 October 1795.

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Ihre letzten Gedichte. Sind Sie wirklich durch mich veranlaßt worden, dem Almanach noch dieses Geschenk zu machen, so ist dieß gewiß der einzige recht wesentliche Dienst, den ich diesem habe leisten können. Er ist jetzt überreich (wenn dieß je möglich wäre) durch Sie begabt, er wird aber auch sicherlich sehr viel Glück machen. Da ich es dem Almanach nicht unvortheilhaft hielt, wenn man, vorzüglich bei seinem späteren Erscheinen, eine Idee im Voraus von ihm hätte, so habe ich hier und da eine Kleinigkeit daraus, und neuerlich auch den Druck und das Aeußere einigen meiner Bekannten, Leuten von ganz verschiedenem Schlage, gezeigt, und Alle versichern, daß dieser Almanach, nach solcher Probe, einzig seyn werde.

Unter Ihren Gedichten sind der Abend und das Schlußgedicht von sehr großer Schönheit. In dem ersteren herrscht ein sehr einfa=

cher und reiner Ton, das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet. Das Sylbenmaß ist sehr angenehm, und Sie haben es trefflich behandelt. Ueberall schmiegt sich ihm der Ausdruck wie von selbst an, und nirgends ist mir eine Härte aufgestoßen.

Das Schlußgedicht gibt dem Almanach eine eigene Rundung. Er beginnt und schließt nun mit Ihren, und mit zwei passenden und in sich so schönen Stücken. In Ihren Stanzen herrscht eine unnachahmliche Anmuth und Zartheit, und das Gleichniß in der dritten gibt einen überaus poetischen Schluß.

Auch die Kleinigkeiten dieser Lieferung haben meinen vollkommenen Beifall. In Ihrer vorletzten Lieferung ist mir Columbus das Liebste gewesen; der Schluß ist so überraschend und enthält eine große und kühne Idee.

Dasselbemal schickten Sie mir zwei Stücke

von Hölderlin: der Gott der Jugend und an die Natur. Das erstere hatte ich schon früher bekommen, und das letztere hatten Sie durchstrichen. Ich bin nun in Ungewißheit, ob Sie es früher durchstrichen hatten, und nun doch gedruckt wissen wollen, oder ob Sie vergessen hatten, daß Sie mir den Gott der Jugend schon zugeschickt hatten, und jenes nur mitgeschickt haben, weil es auf demselben Blatte stand. Ich behalte es, bis ich Antwort erhalte, um so mehr zurück, als es mir, ob es gleich gewiß nicht ohne poetisches Verdienst ist, doch im Ganzen matt scheint, und so sehr an die Götter Griechenlands erinnert, eine Erinnerung, die ihm sehr nachtheilig ist.

Doppelt begierig bin ich, nach dem, was Sie mir jetzt sagen, auf Ihre Elegie. Aber wie schmerzt es mich, daß wir nicht die Freude haben werden sie zusammen zu lesen, worauf Sie sie zurückbehalten! Ich kann nicht, ohne eine recht innige Wehmuth, daran denken, auf einmal so lange von Ihnen getrennt zu seyn.

Denn leider ist mir jeẓt auch die leẓte Hoffnung verschwunden.

Doppelter Dank sey dafür Ihren Briefen, die mich immer wieder erheitern, und so süß beschäftigen. Ihr

H.

XXIII.

Tegel, den 5 October 1795.

Wir empfingen vorgestern Ihren leẓten Brief, wo uns das, was Sie uns von Ihrer Lage und Ihren Aussichten für den Winter sagen, recht herzlich geschmerzt hat. Nur zu sehr freilich fühle ich es, daß Sie in Jena in einer absoluten Einsamkeit leben, und daß sogar Goethens Hin- und Wiedergehen kein voller Ersaẓ ist, da auf die tägliche Stimmung doch nur das gut wirkt, was auch täglich wenigstens wiederkehren kann, und dieß besonders bei Ihnen der Fall ist. Ich habe schon darauf gedacht, ob Sie nicht einen Plan wieder hervor-

suchen sollten, der Ihnen einmal recht sehr am Herzen zu liegen schien, den Plan nach Weimar zu kommen. Ich würde außer Goethe, dort auf Herder und auf die wenigstens zerstreuende Masse aller Uebrigen rechnen. Aber freilich würde sich ein völliges Hingehen nicht in so kurzer Zeit arrangiren lassen, und ein temporäres ist mehr Störung als Gewinn. Ihre dauernde Rückkehr zur Poesie macht mir eine unendlich große Freude. Sie wird auch gut auf Sie zurückwirken, und diese Beschäftigung der Phantasie Ihre Einsamkeit beleben und erheitern. Sie sind doch unendlich glücklich, theurer Freund, einen solchen Reichthum in Sich zu bewahren, bloß aus sich selbst so viel schöpfen zu können, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannichfaltigkeit auszustatten. Es wurde mir dieß bei der Stelle Ihres Briefes auf's Neue so lebhaft, wo Sie selbst sagen, daß Sie so schwer an das Lesen gehen. Wenn ich bedenke, wie viel Sie schon leisteten, und wie viel mehr Sie in sich tragen, als Sie je zu leisten im Stande

seyn werden, und damit vergleiche, wie wenig Sie eigentlich in jedem Verstande von Außen nehmen; so erfüllt es mich immer auf's Neue mit Bewunderung. Denn auch das Gespräch ist und muß Ihnen doch immer vorzüglich nur leichterer Anstoß zur eigenen Production seyn. Darum weiß ich auch Niemand, in dem ein gewisser Widerwille gegen die eigentliche sogenannte Gelehrsamkeit so gut begründet wäre, als in Ihnen. Aber darum wundere ich mich auch immer, daß Ihre Geistesthätigkeit nicht noch zerstörender auf Ihren Körper zurückwirkt, und bitte Sie recht herzlich, ja bei dem Entschluß zu bleiben, sie zu vermindern, um ihr nicht zu erliegen.

Ich sprach neulich einen Professor aus Erlangen, er heißt Memel. Er kam eben von Königsberg und wußte viel von Kant zu erzählen. Unter andern sagte er, daß Kant noch eine ungeheure große Menge unbearbeiteter Ideen im Kopf habe, die er nicht allein noch alle bearbeiten, sondern auch alle in einer ge-

wissen Reihe bearbeiten wolle, und daß ihn die Wärme für diesen intellectuellen Reichthum zu der Täuschung verleite, die Länge seines noch übrigen Lebens mehr nach der Menge jenes Vorraths, als nach der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit zu berechnen. In der That aber muß eine solche Lage eine eigene Disproportion zwischen dem moralischen und physischen Können hervorbringen, und schön wäre es doch, wenn der Geist einen solchen Aufschub der körperlichen Zerstörung bewirken könnte, bis er sich hier in dem Kreise seines Wirkens ein Genüge geleistet hätte, oder wenigstens an ein Ziel gekommen wäre, wo es ihm nun selbst zu eng würde. Des Menschen natürliches Ende wäre doch nur Erfüllung seines Kreises. Er müßte hier nichts mehr zu schöpfen, nichts mehr zu thun finden, wodurch er noch Fortschritte machen könnte. Dann könnte und müßte er gehen; eher ist man doch immer noch unreif. — Das erste, was Kant schreiben will, soll ein Naturrecht seyn.

Leben Sie herzlich wohl. An Ihre liebe Frau tausend innige Grüße von uns beiden.

H.

XXIV.

Jena, den 5 October 1795.

Den letzten Freitag, da ich Ihnen schreiben wollte, liebster Freund, kam Meyer auf seiner Reise nach Italien hier durch, und brachte noch einen Tag mit uns zu, welches mich abhielt, meinen Vorsatz auszuführen. Aus dem, was er mir sagte, erhellt, daß weder er, noch Goethe auf einen langen, oder gar bleibenden Aufenthalt in Italien denken, sondern in spätestens zwei Jahren Alles abgethan zu haben glauben. Er spricht schon von Abgüssen, die er von einigen Antiken machen werde, um solche nach Weimar für Rechnung des Herzogs zu liefern, und dort in Ruhe darnach zu zeichnen. Heute ritt Goethe zu mir herüber, und ist so eben wieder abgereist. Nächsten Donnerstag geht

er

er mit einem Auftrag vom Herzog nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. Er grüßt Sie freundlichst, und wird Ihnen bald schreiben. In den letzten Wochen war er so beschäftigt, daß er das Zimmer kaum verließ, weil Unger Manuscript haben wollte, und er über seinen italienischen Sachen den Rest des sechsten Buchs von Meister hatte liegen lassen. Er will mir vor oder auf der Reise eine kleine Schrift der Madame Stael: von der Erfindung (nur etliche Bogen stark) übersetzen, welches wir dann, mit einigen Anmerkungen in die Horen setzen wollen. Sonst ist für dieses Jahr schwerlich mehr etwas von ihm zu erwarten. Ihre längere Abwesenheit beklagt er sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf Ihr Hierseyn im Winter gefreut. Würden Sie sich dazu entschließen können, ihm Ihr Logis zum Absteigequartier zu erlauben, wenn er den Winter eine Zeit lang hier zubrächte? Für Ihre Sachen, die etwa aus dem Wege zu räumen wären, würde Lolo schon Sorge tragen.

Für heute nur kurze Nachrichten und Anfragen, denn ich habe den bewußten Horentag, auf den ich immer meine Briefe anstehen lasse. Der Druck des Almanachs gefällt mir wohl, und ich habe an den ersten Bogen nichts auszusetzen, als daß noch so viele leere Räume geblieben sind, wozu nach meiner Meinung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die jetzt (wie der Unwandelbare ꝛc.) eine neue und eigene Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt, ist ein wahres Glück, so wie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach sehr wohlthätig ist. Wie beruhigt es mich, mein theurer Freund, daß ich dieß Geschäft in Ihren Händen weiß! Die Nachrichten von dem Glück, das Ihre und meine Aufsätze in naturhistorischen Schriften machen, haben mich sehr unterhalten. Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geschlecht endlich noch ganz current und als wissenschaftliche Münze ausgeprägt werden, sobald

Sie nur noch eine ausführlichere Darstellung daran wenden. Diese ist allerdings noch nöthig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über Würde der Frauen, und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liegt. Goethe wird Sömmering in Frankfurt aufsuchen, und mir von der feuchten Seele schreiben. Was für seltsame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt!

Hier die Elegie. Ich habe sie heute auch Goethen gelesen, auf den sie sehr gewirkt hat. In Ansehung der Versification bin ich auf Ihre Warnung strenger gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu sagen werden. Körners Urtheil habe ich schon. Es sind unterdessen auch sechs bis acht kleinere Stücke fertig geworden, die Sie mit einigen Herderischen vermischt, aus dem zehnten Horenstücke herauslesen wer-

15 *

den. Dieses Stück enthält auch wieder sechszehn Artikel, und ich hoffe das eilfte bis auf fünf und zwanzig zu steigern, da ich noch mehrere von Herder übrig habe, und hoffentlich selbst noch zuweilen einen Einfall haben werde. Das hier folgende neunte soll uns schon ziemlich Credit verschaffen.

Noch wollte ich, um einem langen Wunsch nachzugeben, und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen, eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe. Aber ob ich gleich voraussehe, ihn überwältigen zu können, so fürchte ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehen werde, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß ist. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in so vielen Fächern und Formen versucht, daß die Frage entsteht, ob ich den Kreis nicht vollenden soll. Auch ist

das Publicum, wie es scheint, auf diese Mannichfaltigkeit bei mir aufmerksam geworden, und sie scheint ein Ingredienz der Vorstellung zu seyn, unter der ich den meisten Lesern erscheine. Auf diesem Wege scheint also der Kranz zu liegen, der für mich zu erringen ist. Nehmen Sie aber auf diese öffentliche Stimme auch nicht mehr Rücksicht, als sie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anschlag, als insofern sie die Quelle von etwas Gutem werden kann.

Ich möchte auf der andern Seite gern sogleich an meine Malteser gehen, wozu ein recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, von December inclusive bis zum April für die Horen nicht so sehr nöthig zu seyn, so könnte ich in diesen vier Monaten sehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerspiel fertig werden. Oder sollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und besonders dürfte dieses Sujet noch am

wenigsten mißlingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charaktere, die zugleich lauter männliche sind, und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe.

Denken Sie, lieber Freund, noch einmal recht streng über mich nach, und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft seyn; die Frage ist also bloß, ob episch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatisch?

Adieu, theurer Freund. Der guten Caroline sagen Sie die herzlichsten Grüße. Lolo, denke ich, wird auch schreiben, und Ihnen die hiesigen Neuigkeiten melden. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Ihr

Sch.

XXV.

Tegel, den 12 October. 1795.

Mit ungeduldigem Verlangen habe ich, liebster Freund, die beiden letzten Posttage Briefen von Ihnen und dem neunten Horenstück entgegen gesehen, und fast befürchte ich, daß ein neuer Anfall von Kränklichkeit die Ursache Ihres Stillschweigens ist. Reißen Sie mich bald aus dieser Besorgniß, und lassen Sie mich hören, daß Sie heiter und gesund sind. Mit meiner Frau geht es viel besser, ob sie gleich noch nicht ganz hergestellt ist; mit meiner Mutter wieder schlimmer, und so ist es ein ewiges Wechseln derselben unangenehmen Vorfälle. Ich selbst bin, bis auf einen starken Schnupfen, recht wohl und ziemlich fleißig beschäftiget. Ich lebe hier eigentlich in großer Einsamkeit, und beinahe in gleich großer mit Ihnen. Nur sehr selten bekomme ich einen Besuch, und dieß Alleinseyn ist mir sehr wohlthätig.

Von Körner habe ich seit dem Ihnen einmal mitgetheilten Briefe, keine Nachricht. Ich

hoffe, er ist an seinem Horenbeitrag fleißig, und freue mich sehr auf seine Ansicht der lyrischen Poesie. Geßler ist im Begriff nach Italien zu gehen. Die große Sucht nach Italien zu reisen und der Wirbel, der gerade jetzt mehrere meiner Bekannten mit fortreißt, macht mich oft beinahe lachen. Bei so Vielen trifft es sehr ein, daß sie in der Ferne suchen, was sie so nahe finden könnten. Mir scheint fast unter allen Ländern Italien dasjenige zu seyn, was nur auf die Wenigsten recht wohlthätig wirken kann. Die Hauptsache ist und bleibt doch da der Kunstgenuß, und wie Wenige sind hierin so weit, daß sie gerade die Antike brauchen, ja nur zu verstehen vermögen. Außerdem aber bietet dieß Land demjenigen, der nicht sehr viel aus sich selbst schöpfen kann, nur sehr wenig dar. England, Frankreich und jedes Land, in dem viel Industrie, ein mannichfaltiger Umtrieb der Dinge und Menschen, und ein hochcultivirtes bürgerliches Leben ist, gibt auch dem mittelmäßigen Kopf Stoff zum Nachdenken, und be-

reichert ihn wenigstens mit allerlei Kenntnissen. Italien hingegen muß Leute dieses Schlags sehr leer lassen, und gewöhnlich sieht man sie auch nur leere Bewunderung und eitles Geschwätz zurückbringen. Mich selbst, da in mir der Kunstsinn wenig geübt ist, würden diese Betrachtungen bedenklich machen, gerade zuerst diese Reise zu wählen. Aber außerdem, daß es mir in der That mehr um den Lebensgenuß in einem milden Klima, und einer schönen, reichen Natur zu thun ist, erwarte ich auch eine große Erweiterung meiner Menschenkenntniß aus dem Studium dieser Nation. Soviel ich sie jetzt kenne, muß sie mit und neben aller Cultur sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenn gleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser seyn, als irgend eine andere Nation und daher äußerst zweckmäßig gewisse Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zurückgebliebener

Schatten seyn. Von dieser Seite greift sie so in Alles ein, was mich interessirt, und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegen sehe.

Leben Sie herzlich wohl, innigst geliebter Freund. Ihr

H.

XXVI.

Tegel, den 16 October 1795.

Es ist eine schwierige Aufgabe, liebster Freund, bei sich selbst zu entscheiden, ob der eigenthümliche Charakter Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatischen, oder mehr der epischen Poesie angemessen ist? Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieser Art im Wege stehen, gesellt sich bei Ihnen noch die reiche Mannichfaltigkeit Ihres Genie's, dem Alles in so eminentem Grade zu gelingen scheint, und der zufällige Umstand, daß Ihre dramatischen Producte aus einer

so viel früheren und verschiedenen Periode Ihres Lebens sind. Da Sie es indeß verlangen, so will ich dreist ein Urtheil auszusprechen versuchen. Nur müssen Sie es mir zu Gute halten, wenn ich mehr einer gewissen Divinationsgabe, als einem sicheren Raisonnement folge.

Am schwersten ist es, dasjenige auszusprechen, was Sie als Dichter charakterisirt, obgleich jeder es gewiß bei Ihnen genauer, als bei irgend einem anderen deutschen Dichter, fühlt. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letzteren Producten mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man hat das letzte auch mit Ihren früheren Stücken gethan. Da mir diese jetzt leider nicht genug gegenwärtig sind, so kann ich die Richtigkeit hiervon nicht beurtheilen, indeß bin ich für mich a priori überzeugt, daß dieß Urtheil zu denjenigen gehört, die gewiß durchaus falsch sind, die aber ein mittelmäßiger Beurtheiler nothwendig fällen muß. Aber vorzüglich klar ist mir Ihr Dichter-

charakter, wenn ich Sie gegen die Griechen halte. Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie, als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern man möchte auch hierüber, wie man wollte, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht bloß dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Literatur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen, und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genie's verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht. Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Producte

zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter ganz und gar nicht bloß das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. Es schwebt mir hierbei jetzt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabenen, des Furchtbaren, des Geheimnißvollen im Geisterseher vor. Um es daher in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet; die, der Materie und der That nach, fast bloß alleinwirkend, aber der Form und dem Schein nach (worauf das Wesen der genialischen Production beruht) nur durch

Wechselwirkung thätig ist. Dieß nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dieß nicht dadurch an seiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Consequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

Nehme ich nun die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Goethe'schen Ideen am geläufigsten gewor-

den ist, als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genie's. Das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, halte ich Sie geschaffen, wenn Sie hier Ihren

Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyrische Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr, als eine epische, eigenthümlich ist, wenn ich jene auf die Darstellung der Gedanken und Empfindungen, diese auf die Darstellung der Formen, unter welchen beide erscheinen, beziehe. Auf der anderen Seite aber setzt auch das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht seine Wirkung auch größtentheils auf dem Rührenden, es fordert mannichfaltig bewegte Leidenschaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt, und in keinem mir bekannten Theaterstück ist gerade das feine Spiel der Empfindungen so schön und zart aufgedeckt, als im Carlos. Nur ist aber hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu

seyn

seyn scheinen? denn darin, dünkt mich, liegt gerade der Unterschied. Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos sehr genau untersucht, und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt Ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir diese Erscheinung auch nach meinen Voraussetzungen sehr wohl erklären. Wenn es richtig ist, daß Sie der Natur, gleichsam ehe sie vollkommen auf Sie einwirken kann, schon selbstthätig entgegeneilen, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als nur, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigene Kraft schaffen, so muß dieß da am meisten sichtbar seyn, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur, am wenigsten auseinander gewickelt ist, wo sie mehr durch Materie auf das Gefühl, und nur wenig durch Form auf den Verstand

wirkt. Charaktere, die Goethen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen. Dennoch aber, so fest ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieser Gattung der Tragödien, sondern nur in jenen einfachen und heroischen ganz sichtbar seyn würde, so sehr wünschte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre, den Versuch durch alle Gattungen durchzumachen. Es ist das anziehendste Schauspiel, das ich mir denken kann, zu sehen, wie sich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige ist, spiegelt, zu sehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealischen Kreise herbeiführen, und ihnen doch eine so lebendige Wirklichkeit geben. Indeß gestehe ich gern, daß dieser Reiz fremdartig ist, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunst angesehen werden kann. Ueberhaupt verdient es noch erwogen zu werden, ob nicht die dramatische Poesie, noch mehr als jede andere, verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur schöpfe. Wenigstens lehrt mich

meine Erfahrung, daß nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinsten Grade, so sichtbar ist. Nirgends, scheint es, will man so unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt seyn. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und vielleicht rührt dieß aus einer nicht ganz rein ästhetischen Stimmung her, die unter dem Namen der Natur nur etwas Materielles sucht, und für die Einwirkung der Kunstform nicht hinlänglich empfänglich ist.

Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt scheint mir die dramatische die höchste Frucht des Dichtergenie's, und ich halte Sie einmal für diese völlig geboren, in sofern Sie sich nur auf eine gewisse Gattung beschränken. An sich braucht auch das eigentlich Epische überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit gro=

ßer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen. Indeß ist das Gebiet des Epischen vorzüglich in den weiten Gränzen, die wir ihm hier geben, so groß, daß es eine zahlreiche Menge von Formen einschließt, und das Lyrische, wie das Didaktische, in sich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neueren Gedichten von den Göttern Griechenlands an, läßt sich eine Gattung zeigen, die Sie allein sich gestempelt haben, und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinigt, und durch diesen gedoppelten Eindruck auf die Phantasie und die Empfindung den Geist zu tiefen und überraschenden Wahrheiten führt. Diese Gattung, und mithin das Epische, ist Ihnen vollkommen eigen, sie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andere, aber ich würde Ihnen Unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beschränken wollte, wie schön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüth des Lesers sie auch ist, und einen

wie großen Umfang sie auch selbst noch in sich erlaubt.

Jetzt kann ich ein Resultat ziehen: den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Gränzen, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung, einen leichteren und in einem weiteren Umfange die epische dar.

Mein Wunsch kann jetzt hiernach nur die Malteser treffen. Sie sind eine sehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, besonders aber für den Moment. Denn sonst ist der Wallenstein freilich an sich bei Weitem größer und tragischer, und auch gewiß in demjenigen Kreise, für den Sie bestimmt sind. Etwas Dramatischem jetzt vor der romantischen Erzählung den Vorzug zu geben, muß ich darum rathen, weil ich überzeugt bin, daß die letztere doch immer gewiß ist, und uns nicht entgeht, da hingegen der erste Versuch, den Sie wieder im Dramatischen wagen, mehr Hindernisse finden muß. Im Philosophischen und im Poetischen der

Gattung, in der Sie jetzt arbeiten, haben Sie nun auf eine bewundernswürdige Weise gezeigt, daß Sie die Vollendung jeder Arbeit, wie ein Maler jede Zeichnung, in Ihrer Gewalt haben. Zeigen Sie es auch hier. Ihr Genie scheint Ihnen, auch den ungünstigsten Umständen zum Trotz, einmal keinen Dienst zu versagen, eine Betrachtung, die mich oft rührt. Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu seyn.

Allein freilich muß auch eben diese größere Schwierigkeit der Malteser sehr sorgfältig mit auf die Wagschaale gelegt werden. Sie müssen genau prüfen, ob sie hoffen dürfen, genug innere Stimmung und äußere Muße zu haben, um ein Werk, wie ein solches Schauspiel ist, zu vollenden. Unterbrochen dürfte es nicht werden. Wäre dieß zu fürchten, so wählte ich an Ihrer Stelle die Erzählung. Diese empföhle sich allerdings gar sehr dadurch, daß Sie damit einen gewissen Kreis vollendeten, Universalität erreichten. Aber die Erzählung bleibt Ihnen

gewiß, und jener Rücksicht, die mehr für das Publicum ist (denn wer Sie kennt, weiß auch, daß Sie jener Universalität fähig sind), läßt sich auch die andere entgegensetzen, daß es des Spaßes werth wäre, durch ein neues Schauspiel die Menschen, die über Ihren dramatischen Charakter so bestimmt scheinen, ein wenig confus zu machen.

Wir umarmen Sie von ganzem Herzen

Ihr

H.

XXVII.

Tegel, den 23 October 1795.

Ihre Elegie, liebster Freund, hat mich zu sehr gefesselt, als daß ich es mir nicht, da Sie mir kein baldiges Zurückschicken empfohlen hatten, hätte vergönnen sollen, sie länger zu behalten, um sie ganz zu studiren, und mich mit jedem einzelnen Theil genau bekannt zu machen. Wohin man sich wendet, wird

man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dieß unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dieß mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und überdieß gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß;

fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamirt, erscheint Alles so durchaus, als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüth wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein, und gibt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Cultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf

alle mannichfaltige Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurük, uud wird getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft.

Bei dem ersten Lesen ist es schwer, das Ganze zu übersehen. Sogar beim zweiten habe ich dieß noch gefunden, und leicht dürften einige auch bei noch öfterem Wiederholen dieß Urtheil fällen. Anfangs schien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen, und hätten nicht genug dafür gesorgt die zerstreute Phantasie

wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zusammen zu stellen. Allein bei genauerer Untersuchung muß ich dieß Urtheil gänzlich zurücknehmen, das bloß subjectiv war. Alles ist im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließt eins aus dem anderen her, und mit der größten Deutlichkeit durchschaue ich jetzt die herrliche Organisation dieser eigenen Welt. Ich wähle diese beiden Ausdrüke hier nicht umsonst, ich weiß kein Gedicht, bei dem sie so an ihrem Orte ständen.) Da, wo sich die Cultur an die erste Einfachheit anschließt, ist der Uebergang: „Aber wer raubt mir auf einmal" u. s. f. allerdings abgebrochen, aber dieß vermehrt, dünkt mich, sehr die poetische Bewegung und die lyrische Wirkung. Jedes einzelne Bild für sich, ist äußerst charakteristisch. Nur einmal bin ich angestoßen. Es ist eine der schönsten Stellen des Gedichts, wo Sie der „länderverknüpfenden Straße" gedenken. Auch bei mir haben sich von jeher an eine Landstraße so viele Ideen an-

gereiht. Sie erinnern sich vielleicht, daß wir einmal auf einem Spaziergange weitläuftig davon redeten. Aber gehört die Straße wohl recht in dieß Zeitalter, zwar nicht ganz ursprünglicher, aber doch immer sehr früher Einfalt? und hätten Sie sie nicht besser in das Folgende gebracht, das erst den Handel und den Krieg kennt, die beiden vorzüglichsten Mittel der Länderverknüpfung? Mir ist es um so mehr aufgefallen, da Sie mir in dem gleich darauf folgenden Verse nicht ohne Absicht und mit großem Recht: „Flöße" statt „Schiffe" gewählt zu haben scheinen. Und doch ging die Seecommunication der Landcommunication voraus.

Die Schönheiten der Diction im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck gibt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein. Vorzüglich sind mir einige Bilder und Beiwörter aufgefallen, die zugleich Neuheit und Schönheit auszeichnet, das „energische Licht", des Schmet=

terlings „zweifelndem Flügel," die Verglei=chung der begränzten Aecker mit einem Teppich Demeters, die Beschreibung der Spindel, des Brückenbogens. Andere Stellen zeichnen sich durch Tiefe des Sinns und die Wahrheit der Empfindung, zu welchen beiden der Ausdruck so herrlich paßt, aus.) So „Enger wird um ihn u. s. w. Welt." „Sucht das vertraute Gesetz in den Erscheinungen Flucht" „es irrt selbst in dem Busen der Gott." „Weit von dem Menschen fliehe der Mensch." Dann die Kühnheit des Verses: „Hängt nun der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt" und die unnachahmliche Kürze dieses: „und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur."

Herzlich danke ich Ihnen für die mitgetheil=ten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude ma=chen, unsere Urtheile zu vergleichen. Körners Brief besonders hat mich sehr interessirt. Sein eigentliches Urtheil über Ihre Eigenthümlich=keit stimmt sehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur scheint er mir

Manches in Ihnen mit Unrecht, als einen Mangel anzusehen, und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünschen, und überhaupt einen Uebergang aus dieser Eigenthümlichkeit gleichsam in die allgemeine classische Bahn zu wollen. So kann ich es nicht ansehen. Es streitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß seine Eigenthümlichkeit aufsuchen und diese reinigen, das Zufällige absondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen ist an das Individuum unauflöslich gebunden, und dieß kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch ist eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber ist gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung ruhiger zu empfangen sagt, kann ich nicht ganz unterschreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin liegt. Seine Ideen über das Charakteristische und über die Schönheit sind mir noch nicht klar. Er scheint mir immer die letz-

tere zu sehr in Eine Reihe mit der Vollkommenheit zu setzen, da er so viel von der Verbindung des Ganzen spricht. Auch das Charakteristische und dieß vorzüglich ist darauf gerichtet und doch wesentlich vom Schönen verschieden.

Die Vergleichung zwischen Ihnen und Goethe hat auch mich oft beschäftigt. Gerade Sie beide können das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden. Das fühle ich jetzt sehr deutlich.

Herders Brief bezieht sich meist auf Stücke, die ich noch nicht kenne, und auf die meine Erwartung sehr gespannt ist. Sein Urtheil über die Elegie ist sehr treffend. Daß der durchs Ganze laufende Faden zu lose gesponnen sey, wie er doch zu meinen scheint, kann ich nicht finden. Wer Sinn hat, und aufmerksam ist, kann nicht irren.

Ein Aufenthalt in Dresden würde Ihnen allerdings in mehr als einer Rücksicht wohl thun. Nur freilich die Unruhe des Deplacements.

Mein Plan ist jetzt so. Im Frühjahr gehe ich hier weg. Dann muß ich aber freilich meinen Schwiegervater auf ein paar Monate besuchen. Indeß denke ich, komme ich doch gleich in aller Eile auf einige Wochen nach Jena, um diese ganz mit Ihnen zu verleben. Nach diesem Aufenthalt komme ich mit meiner Familie nach Jena zurück und bleibe bis zum Frühjahr 1797, wo ich nach Italien gehe. Indeß hänge ich gar sehr vom Zufall ab, und ich kann nichts, selbst die so fest beschlossene italienische Reise nicht unwiderruflich fest bestimmen. Es ist immer möglich, daß ich länger, als ich denke, in Jena seyn kann, freilich aber auch das Gegentheil. Nur das ist gewiß, daß ich Ihnen von überall her immer zueile, und daß Sie jede Aenderung meiner Plane gleich, sobald ich sie selbst weiß, erfahren. Ich darf Sie daher nicht bitten, bei Ihren Planen auf uns Rücksicht zu nehmen. Aber finden wollen wir uns gewiß überall, und gern wollen auch wir Sie aufsuchen. Es ist mein Plan, nie einen festen

Wohn-

Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten. Wohin Sie sich also wenden möchten, wird es uns nie so schwierig seyn, wieder länger mit einander zu seyn. So lange Sie jetzt nicht Jena zu verlassen gedenken, bin ich auch mein Quartier dort auf jeden Fall zu behalten gesonnen.

Meine Frau grüßt Sie und Lolo herzlich. Wir freuen uns, daß es, nach Ihrem letzten Briefe, besser mit Ihrer Gesundheit geht. Wir sind alle recht wohl.

Ich habe wieder so lange geschrieben. Diese meine Ausführlichkeit sticht sehr gegen Körners große Kürze ab. Wenn sie mein Charakter seyn sollte, so wünsche ich nur, daß er Ihnen nicht lästig werden mag. Von ganzem Herzen Ihr

H.

XXVIII.

Jena, den 26 October 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Interesse, mit dem Sie meine ästhetische Gewissensfrage mir beantwortet haben. In jeder Rücksicht hat Ihr letzter Brief mich interessirt, und wenn ich mehr Muße habe, als heute zu hoffen ist (ich erwarte diesen Nachmittag Herdern, und habe noch Briefe auszufertigen), so wollen wir weiter davon sprechen. Ueber Einiges, was mehr ins Allgemeine geht, gibt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufschluß, den ich selbst mir über die Frage: „Inwiefern kann ich, bei dieser Entfernung „von dem Geiste der griechischen Poesie, noch „Dichter seyn, und zwar besserer Dichter als „der Grad jener Entfernung zu erlauben „scheint?“ zu geben gesucht habe. Ich habe in jenem Aufsatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über diese Sache ausgekramt. Lassen Sie uns indessen in dieser Sache auch nicht zu weit ausholen. Nehmen

Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vier und zwanzig ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur (so weit sie über das neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt, und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Speculation von der dichterischen Vorstellungsweise um soviel mehr hätte abkommen sollen, nichts destoweniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte

dieß geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung dieser fremden Natur, unter so ungünstigen Umständen beweist, wie mir däucht, daß nicht eine ursprüngliche Differenz, sondern bloß der Zufall zwischen mich und die Griechen getreten seyn konnte. Ja ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen, und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und soviel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen sie sicherlich Producte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle studirten. Das mag seyn, daß meine Sprache immer künstlicher organisirt seyn wird, als sich mit einer Homerischen Dichtung verträgt, aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterschei-

det ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so mühsam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören. Lassen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen) was sie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt.) Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen

Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Product immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist.

Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiet, sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Cultur selbst ewig widersteht, sich von dem Griechen übertreffen zu lassen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten?

Denken Sie, lieber Freund, vorläufig diesen Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufsatz mit mehrerer Neugier durchlaufen.

Ihre Gedanken über den eigentlichen Zweck bei einer Reise nach Italien habe ich sehr überzeugend gefunden.

Hier wurde ich vorhin unterbrochen, und nun ein paar Worte von Herder. Sie werden im Intelligenzblatt der Literaturzeitung

(aus dem 24sten October) einen Ausfall finden, den Wolf auf Herder gemacht hat, seines Aufsatzes über Homer wegen. Wenn Sie auch glauben sollten, daß Herder jene harten Sachen verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall ist, so werden Sie doch die Art, mit der sie ausgesprochen sind, mißbilligen. Herdern war es gar nicht eingefallen, Wolfen in's Gehäge zu kommen, und seine Ausführung hat einen, von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Bestand. Da sich Herder in keinen Streit einlassen will, und ich selbst es nicht wünsche, so werde ich, bloß das Aeußere dieses Angriffs und seine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redacteur der Horen einige Worte darauf repliciren. Ich muß schließen, um den Brief noch auf die Post zu bringen. Das nächstemal ein Mehreres. Goethe grüßt Sie. Haben Sie die zwei Musenalmanache gesehen? Sie sind schlechter, als man sich eine Vorstellung davon machen kann. Der Voßische ist fast der schlechtere. Neun und

zwanzig Stücke sind von ihm selbst darin, worunter kein einziges gut, sehr wenige erträglich und etliche abominable sind. Adieu!

Sch.

XXIX.

Tegel, den 30 October 1795.

Ihre letzten Briefe und die Elegie hatten mir so viel Stoff zum Schreiben gegeben, liebster Freund, daß ich es bis heute aussetzen mußte, Ihnen über das 9te Horenstück zu reden, das ich doch mit so großer Begierde erwartet und mit so vielem Vergnügen genossen habe. Sie kennen meine Art mich ausführlich über jeden Gegenstand zu verbreiten, und Sie müssen mir daher schon verzeihen, wenn ich, sobald mehrere auf einmal da sind, sie theilweise vornehme.

Herder sagt ganz recht, daß mit diesem Stücke eine andere Hore angeht; wie in der früheren die Philosophie, so hat in dieser die Dichtung das Uebergewicht. Es ist bewundernswürdig, wie reich an Gehalt und Man-

nichfaltigkeit diese Bogen sind, und noch bewundernswürdiger, daß wieder nicht bloß der beste, sondern auch der bei Weitem größte Theil von Ihnen herrührt.

Daß das Reich der Schatten nicht würde verstanden werden, ließ sich leicht voraussehen.

Unter den mir schon bekannten kleineren Gedichten habe ich keine beträchtliche Aenderung bemerkt, außer dem Schluß von Natur und Schule und ja auch wohl des verschleierten Bildes. In Natur und Schule hat mir das Hinzugekommene sehr gefallen. Vorzüglich schön ist der Vers: „Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt!" Die deutsche Treue macht sich sehr gut. Vorzüglich erscheint der Pontifex am Ende auf eine sehr charakteristische Weise. Am meisten aber hat mich der prosaische Aufsatz von den Gränzen des Schönen überrascht. Da Sie mir gar nichts davon geschrieben hatten, hielt ich ihn wirklich, dem Verfasser und dem Inhalte nach, für unbedeutend und las ihn zuletzt. Wie

erstaunte ich aber, als ich Sie und eine so schön gelungene Arbeit fand. Wenn ich mich nicht irre, so ist er auch ein Stück Ihres Briefwechsels mit dem Prinzen. Was diesen Aufsatz, nach meinem Urtheile, auszeichnet, und ihm wahrscheinlich auch mehr Gunst als den Briefen mit denen er doch, in Rücksicht auf die Schwierigkeit des Stoffs und die genievolle Behandlung in jenen, nicht einmal verglichen werden kann, zuwenden wird, ist die große Bestimmtheit und Klarheit, mit der die Untersuchung, besonders im Anfange, fortgeht. Da hier die Materie so viel leichter ist, und Sie mit gedrängter Kürze, ohne alle Abwege, zum Resultat forteilen, so will ich den sehen, dem es auch hier noch schwer wird, am Ende den Inhalt bestimmt aufzählen zu können. Nur wer selbst den philosophischen und schönen Styl so in seiner Gewalt hat, konnte beide so trefflich charakterisiren, und jedem seine Gränzen anweisen, was Sie besonders in dem Absatze thun, wo Sie die philosophische, populäre

und schöne Schreibart, als die Darstellung des Nothwendigen, Wirklichen und Möglichen bezeichnen, und durch diese Stellung zugleich das ganze Gebiet des Styls systematisch erschöpfen. Gegen das Ende hin erscheint endlich der Styl, der Ihnen nun ganz und allein eigenthümlich ist, und ich höre Sie nie so gern, als wenn Sie mit strenger Wegwerfung des gemeinen Begriffs von Schönheit auf das wahrhaft Schöne dringen. Nebenher dient auch dieser Schluß zur Abfertigung unberufener Kritiker, und die, welche es besser meinen, und doch mit dem Styl Ihrer Briefe nicht auf's Reine kommen können, mögen nun selbst klar einsehen, worin der Fehler liegt. Wenn ich mich nicht irre, haben Sie die ganze Arbeit oder Umarbeitung mit einer gewissen Rapidität gemacht, die ihr sehr wohlthätig gewesen ist.

Die Herdersche Arbeit habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Sie ist zierlich und hie und da genialisch geschrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leser vorüber-

schweben, und ist ein sehr guter Horenaufsatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt zurück. Nirgends ist Bestimmtheit, und so wenig ich doch in dieser Sache ein Fremdling bin, so kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfasser hat, wie er doch zu meinen scheint, und was eigentlich ein Rhapsode und noch mehr eine Rhapsodenschule war. Im Ganzen ist mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht. Gegen das Einzelne, z. B. gegen die mir gar nicht deutliche Unterscheidung eines Ost- und West-Homers (m. 1.) gegen die Universalität von Gegenständen im Homer, die er wohl zu gewiß annimmt, und zu absichtlich macht (m. 2.), das Extemporiren der Rhapsoden, das er sicherlich zu weit ausdehnt (m. 3.) u. s. w. ließe sich Vieles erinnern, das aber auch Sie schwerlich interessirt. Was mich am meisten zum Nachdenken gereizt, und mir den Aufsatz ordentlich

werth gemacht hat, ist das, was er (m. 7) über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Unstreitig liegt viel Wahrheit darin, und es läßt sich sehr schön aus der Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes erklären, so wie es auch wieder diese selbst noch deutlicher macht. Schade ist es, daß Herder nur so kurz dabei verweilt. Wie es da steht, kommt es ungefähr darauf hinaus, daß sie keine objective, sondern mehr eine subjective Einheit suchten, daß aber ihr Subject, ihre Phantasie, so harmonisch mit der wirklichen Natur gestimmt war, daß sie dadurch Allgemeinheit und ein Analogon der Nothwendigkeit (des Objectiven) hervorbrachten. Bei ihnen war es Einheit des Bildes und der Natur; bei uns der Gedanke. Sie rechneten zum Ganzen, was die Natur gewöhnlich an einander reiht, und die Phantasie auf einmal bequem umfaßt. Wir scheiden ab, was mit dem Hauptbegriff nicht streng zusammenhängt. Auch in den Trauerspielen, die doch noch mehr Strenge hierin fordern, findet

sich dieß. Auf den Tod des Ajax läßt auch Sophokles noch das Begräbniß folgen. Ueber den Hesiodus muß der unkundige Leser sehr irre werden. Herder spricht manchmal und meistentheils von ihm, als einem früheren Dichter, dessen Manier Homer veredelt hat. Dennoch merkt er selbst an, daß er später war. Wenn dieß letztere von allen Stücken Hesiods wahr ist, so lag der Unterschied in dem Vaterlande beider Dichter. Das neblichte, noch wenig cultivirte Böotien mußte andere Früchte tragen, als das lichte Jonien. Von Hesiodischen Rhapsoden und Schulen zu reden, ist auch sehr gewagt, da die Geschichte dieß nicht einmal vermuthen läßt. Daß Herder Wolfs nur so gedenkt, daß Niemand sehen kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herderschen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts seyn. Durch Wolfs Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit.

Goethe's Hymnus ist stellenweis sehr schön übersetzt, und es ist artig, eine von der Voß'schen so ganz abgehende Manier zu sehen. Im Ganzen aber hat es mir doch geschienen, als wenn der Gang der Sprache nicht rasch genug wäre, und dadurch Manches matt würde. Auch wünschte ich im Versbau mehr Sorgfalt.

Meyers Künstler sind außerordentlich gut und artig geschrieben. Wenn Tizian, Raphael und Correggio ebenso folgen, als hier ihre Meister stehen, so wird es noch, da hier nun der Stoff noch mehr gibt, sehr interessant werden.

Schwarzburg ist unstreitig das Beste, was ich je von der Mereau gelesen. Es hat sehr poetische Stellen, nur kommt es mir im Ganzen zu lang, und gegen das Ende matt vor.

Vom Almanach habe ich jetzt den Bogen K., der schon den Anfang der Epigramme enthält, revidirt, und nun auch das Register gemacht. Je mehr ich den Almanach jetzt lese, je mehr überzeuge ich mich von seinem Werthe. Auch einige Stücke, über die ich Ihnen sehr

kalt schrieb, gefallen mir jetzt mehr. So bin ich gegen Herders Parthenope in der That nicht gerecht genug gewesen.

Kants ewigen Frieden habe ich nun gelesen. Für die Horen wäre er doch nur in sofern gewesen, als es eine Arbeit von Kant ist. Im Ganzen kann ich die Schrift nicht sehr wichtig nennen. Es ist mir keine einzige Idee aufgestoßen, selbst den Grundsatz der Politik a priori nicht ausgenommen, welche nicht schon durch seine früheren Schriften gegeben wäre. Aber sehr lieb ist mir diese kleine Schrift doch wegen des treuen und interessanten Bildes, das sie von der Individualität ihres Verfassers gibt. Stellenweis ist sie auch, dünkt mich, sehr genialisch und mit vieler Phantasie und Wärme geschrieben. Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus ist nun meinem Geschmack nicht recht gemäß, so wenig als gewiß auch dem Ihrigen.

Das neunte Horenstück habe ich allerdings später, als ich sollte, bekommen. Auch ich

schrei-

schreibe gewöhnlich unsere Briefe auf, schreibe gewiß regelmäßig alle acht Tage, und bitte Sie herzlich auch so fortzufahren. Ich werde künftig immer wie heute, über jeden Brief schreiben, welchen der Ihrigen ich zuletzt empfangen habe.

Von Schlegels Diolima wollte ich Ihnen schon schreiben. Ich habe zwar nur den Anfang gelesen, allein dieser hat mir schon gut gefallen. Ich sage Ihnen nächstens mehr davon.

Sobald Sie den Meister für mich bekommen, schicken Sie ihn mir doch ja.

Urtheile über die Horen kann ich für jetzt Ihnen gar nicht schicken. Ich bin in sechs Wochen etwa nur einmal in Berlin gewesen, und sehe auch hier nur äußerst selten Jemanden.

Ich wüßte für heute weiter nichts mehr, liebster Freund. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie Lolo recht herzlich von uns. Ihr

H.

XXX.

Tegel, den 6 November 1795.

Was Sie mir, lieber Freund, in Ihrem letzten Briefe über den Unterschied der griechischen und modernen Dichter sagen, hat mir einen reichen Stoff zum Nachdenken gegeben, und ich habe es unendlich wahr gefunden. Mein eigenes Gefühl hat immer den von Ihnen angegebenen Unterschied zwischen den Griechen auf der einen, und den Römern nebst allen Modernen auf der anderen Seite gemacht, und insofern finden mich Ihre Ideen sehr vorbereitet. Ich hätte noch sehr Vieles über dieselben zu sagen, aber ich verspare es mit Fleiß, bis ich Ihren Aufsatz gelesen habe. Heute nur noch ein paar Worte über diese Materie, um Ihnen den Gesichtspunkt deutlicher zu machen, aus dem ich, unabhängig von fremden Ideen, die Sache ansah, und von dem ich in meinem Briefe über Ihre Dichterbestimmung neulich ausging.

Sie scheinen mich in meiner Vergleichung Ihrer und der griechischen Eigenthümlichkeit

nicht ganz richtig verstanden zu haben. Sie scheinen zu glauben, daß ich Sie von den Griechen sehr weit entfernt, und diese Entfernung für einen Mangel an ächtem Dichtergeist halte, und keines von beiden ist meine Meinung. Die Gründe, die Sie anführen, beweisen allerdings eine überaus große Verwandtschaft Ihres Geistes zu dem griechischen, und ich denke, wir haben auch schon sonst mit einander davon gesprochen, daß Sie vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen denken würden, wenn Sie sie selbst griechisch zu lesen gewohnt wären. So weit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntniß auch nur zu einem sehr wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und Goethe und Herder, die beide vielleicht nur mäßig Griechisch wissen, sind hier redende Beweise. Das aber, wodurch Sie den Griechen so verwandt sind, ist die reine Genialität, der ächte Dichtergeist. Diese ist — dafür bedarf es keiner weiteren Zeugnisse — in Ihnen, wie in den Griechen, nur freilich auf eine ganz

andere Weise und durch andere Nahrung gestärkt. In Ihnen nämlich ist, außer diesem ersten und wesentlichen Bestandtheil des Dichterberufs noch ein anderer mehr, den ich am kürzesten mit Ihnen Geist nennen kann, der Sie aber (wenigstens nicht nothwendig, wenn auch hier und da zufällig) ganz und gar nicht hindert, zugleich ganz, nur nicht bloß Natur zu seyn. Diesen Charakter, sagen Sie, theilen Sie mit allen Modernen, und hierin bin ich ganz und gar Ihrer Meinung, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch, um wieder mit Ihnen zu reden, um einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete hinauszugehen. — Dieß deutlicher zu machen, müssen Sie mir erlauben, mich von Ihren Ausdrücken jetzt zu entfernen.

In allen griechischen Gedichten, ohne Unterschied der Gattung und der Zeit, herrscht Ein Geist. Die Abweichungen davon sind nicht bedeutend, und wir rechnen sie nicht mit, wenn wir nicht in historischer, sondern in kritischer und ästhetischer Hinsicht vom griechischen Charakter reden. Diesen glaube ich vollkommen erschöpfend ausdrücken zu können, wenn ich sage: alle griechischen Dichterproducte tragen, unbeschadet dessen, daß sie ächte Früchte des Genie's sind, das Gepräge und den Charakter der Empfänglichkeit an sich, wenn Sie mir erlauben, mich auf eine noch so dunkle, nur Ihnen verständliche Weise auszudrücken. Bei jeder Production des Genie's muß die Selbstthätigkeit die Empfänglichkeit überwiegen. Es ist sonst keine Bearbeitung des Stoffes möglich, und daher leite ich es ab, daß der eigentliche weibliche Charakter, so sehr er auch vorzugsweise Genialität besitzt, doch schlechterdings, seiner Natur nach, das ächte productive Genie ausschließt. Dieß nothwendige Uebergewicht

der Selbstthätigkeit ist daher auch in den Griechen in einem sehr hohen Grade sichtbar. Allein außer diesem Uebergewicht lassen sich mannichfaltige Modificationen des Verhältnisses der Empfänglichkeit zur Selbstthätigkeit denken, und auf diese glaube ich, müssen die wesentlichsten Verschiedenheiten des Dichter- und des Künstlergenie's zurückgeführt werden, wenn man erschöpfend verfahren will.

Bei den Griechen fällt es zuerst ins Auge, daß sie ganz und unaufhörlich den Eindrücken der äußeren Natur auf sie offen waren, daß Alles, was sie empfanden, sie lebendig bewegte, daß sie es aber nicht bloß zuerst treu aufnahmen, sondern auch, ungeachtet der Stärke ihrer Rührung, dennoch so angemessen darauf zurückwirkten, daß sie die eigenthümliche Gestalt desselben nur sehr wenig veränderten. Ueberhaupt hatte die Einwirkung der Natur um sie her sie gänzlich gebildet, ihre Phantasie, ihr Geist, ihre Empfindung verrieth diesen Einfluß, ihr ganzes Innere war ein treuer Spiegel der Natur und

wie diese daher auf sie einwirkte, so wirkte ihre Selbstthätigkeit wieder zurück. Hieraus, vorzüglich wenn Sie zugleich an die milde und lichte, reiche und große Natur denken, die sie umgab, entspringen alle ihre Vorzüge und Mängel. Unter die ersten lassen Sie mich jetzt, mit Uebergehung der allgemeinen, hier der Klarheit, der Ruhe und des würdigen Anstandes gedenken, die in allem ächt Griechischen überall vorwalten. Die Klarheit entfernt alles Finstre, Melancholische, Wilde, Verworrene daraus, und aus der Ruhe entspringt der Mangel alles eigentlich Schwermüthigen, die Festigkeit in der Betrachtung auch der fürchterlichsten Schläge des Schicksals und die milde Heiterkeit, die ihren epischen und lyrischen Stücken so eigen und selbst den tragischen nicht fremd ist. Den Anstand endlich gleichsam die Nemesis, halte ich für das am meisten Charakteristische, und auf alle diese Eigenschaften zugleich wird sich der currente Begriff griechischer Größe, Einfalt und Würde zurückführen lassen.

Diese Eigenschaften nun erkläre ich nicht gerade aus eben diesen Eigenschaften in der Natur, da diese vielmehr jede Gestalt annimmt, welche ihr die Empfindung gibt; aber sie erklären sich, dünkt mich, von selbst aus einer Geistesstimmung, in welcher das Anschauungsvermögen und die productive Einbildungskraft herrschen, aber gegenseitig dergestalt auf einander einwirken, daß das erstere den Stoff schon, indem es ihn aufnimmt, für die letztere vorbereitet, diese ihn aber nicht willkürlich, sondern auf eine dem erstern angemessene Weise bearbeitet, in welcher daher Wahrheit und Dichtung sich immer das Gleichgewicht halten, und wenn auch die letztere die Oberhand behält, doch immer die erstere mit ausgezeichneter Schonung behandelt. Weil aber diese Wahrheit doch nur eine sinnliche und äußere ist, und weil die Form des Geistes selbst weit mehr durch äußere Einwirkung von selbst gebildet, als durch innere Thätigkeit ausgearbeitet ist, so entsteht daher unläugbar eine gewisse Dürftigkeit, der einzige, aber auch ein wesent=

licher Mangel der Griechen. Sie haben Größe und Tiefe der Ideen, in späteren Zeiten (Euripides) auch Scharfsinn und Feinheit des Raisonnements, aber nicht den fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannichfaltigkeit sich mit Tiefe gattet; sie haben starke und erhabne, und sanfte und zarte Empfindungen, aber nicht die fein und mannichfaltig ausgebildete, die von Selbstbeschäftigung zeugt, sie haben fest gezeichnete und trefflich gehaltene Charaktere, aber lauter einfache, keine von großer Individualität. Daher thun sie auch mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung, indem bei den Griechen sich eben so wie in der Natur alles augenblicklich gruppirt. Ueberhaupt ist die griechische Poesie in einem noch ganz anderen Sinn, als wir es gewöhnlich nehmen; sinnlich. Jedes poetische Stück muß Eine Empfindung, Ein Bild geben. Daher sind die noch übrigen griechischen Romane, möchten sie auch eben so vortrefflich seyn, als sie mittelmäßig sind, mit ihrer poetischen Prose in hohem Grade ungrie-

chisch. So viel von den Alten. Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, müssen unsere Ideen sehr übereinstimmend seyn. Einen wesentlichen Dienst erzeigten Sie mir aber, wenn sie auch das Einzelne prüften. Ich setze in dieser Absicht nur noch hinzu, daß ich als Quellen und Muster des griechischen Geistes eigentlich und im strengsten Verstande nur den Homer, Sophokles, Aristophanes und Pindar anerkenne. Alle übrigen (Hauptdichter versteht sich) zeigen ihn minder einfach und rein.

Ich füge von den Neuern nur noch zwei Worte hinzu. — In ihnen allen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen; die innere nach mannichfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform zeigt sich auf eine hervorstechende Weise. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit unter einander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige

und sinnliche, bei den letzteren eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervorstechend, und in Ansehung des letztern ist Goethe, vorzüglich in seinen Theaterstücken, die weder den Griechen, noch den Engländern nachgeahmt sind, in Egmont, Faust, Tasso vorzugsweise original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannichfaltigen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und nothwendiger, als irgend eine andere gestimmt, und dadurch glaube ich den paradox scheinenden Satz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Producte gerade das Gepräge der Selbstthätigkeit an sich tragen, das directe Gegentheil der Griechen, und Ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächsten sind, da aus Ihren Produc-

ten, nächst den griechischen, am meisten die Nothwendigkeit der Form spricht, nur daß Sie dieselbe aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechische Form mehr dem Sinnenobject, die Ihrige mehr dem Vernunftobject ähnlich sieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich zu den Sinnen spricht. Allein sich diesem Ihrem Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich schwerer werden.

So viel über diesen Gegenstand bis zu Ihrem Aufsatze. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich seit jenem Briefe an Sie mich mit der Idee herumtrage, in einem nicht sehr großen Aufsatze ein Bild des griechischen Dichtergeistes in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Da ich jetzt fast sämmtliche griechische Dichter mehr als Einmal und mit großer Sorgfalt gelesen, so wurde ich dadurch auf diese Idee

geführt. Auch trüge ich gern zu Ihrer Wintermuße bei. Aber auch dieser Entwurf wird wohl, wie so viele andere, durch Unentschlossenheit und Muthlosigkeit scheitern, und mir nur das unangenehme Gefühl verlorner Stunden zurücklassen. Der Vorfall mit Wolf ist mir äußerst unangenehm. Als ich Ihnen mein Urtheil über Herders Aufsatz schrieb, hatte ich in sechs Wochen nichts von Wolf gehört, ihm aber doch nicht, wenn ich mich recht besinne, über diesen Aufsatz geschrieben. Ich wußte also von nichts, und es freut mich, daß Sie ein Urtheil von mir haben, das von dieser Seite ganz unparteiisch ist. Wolfs Angriff ist mir unbegreiflich, je weniger Gewicht der Aufsatz, seiner Behauptung nach, hatte, desto geringer war die Gefahr. Freilich aber hat Herder viele Blößen gegeben. Denn ich kann nicht anders als Wolfs Meinung in folgenden Punkten beitreten: 1) Herder hat sich einige schlimme Unwissenheiten und oft solche Urtheile, die mit ziemlicher Gewißheit Unkenntniß verrathen, zu

Schulden kommen lassen. 2) Er hat bei dem ganzen Gegenstand zu viel dem bloßen Gefühl eingeräumt, ist durchaus zu unbestimmt gewesen, und hat keinen festen, ernsten Gang genommen. Dagegen hätte Wolf die großen Vorzüge einer so geistvollen Arbeit nicht übersehen sollen. Allein Herder und Wolf sind einmal incompatible Naturen.

Wie geht es mit Ihrer Gesundheit, Lieber? Mit unserer nicht sonderlich. Sonst lebe ich ganz so vergnügt, als es in völliger Einsamkeit möglich ist. Ich habe den allergrößten Theil des Tages für mich und arbeite ununterbrochen. Das Griechische jetzt noch immer der Aristophanes, und einige naturhistorische Beschäftigungen, theilen meine Zeit, außer was Lectüre, Briefschreiben und eignes Nachdenken wegnimmt. Ich beschäftige mich unzähligemale in Gedanken mit Ihnen, und sehne mich unglaublich, Sie einmal wieder zu sehen. Adieu; viele Grüße an Lolo von uns beiden. Ihr

H.

XXXI.

Jena, den 9 November 1795.

Ich kam vorigen Posttag nicht dazu, Ihnen, liebster Freund, zu schreiben, und das Inhaltsverzeichniß des Almanachs zurückzusenden. Mit dem letztern würde es heute doch zu spät seyn, auch habe ich nichts dabei zu erinnern. Goethe ist seit dem 5ten hier, und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir sitzen von Abend um 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr beisammen und schwatzen. Ueber Baukunst, die er jetzt als Vorbereitung auf seine italienische Reise treibt, hat er manches Interessante gesagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Object das Gesetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen: der Base, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die

Absurditäten in der Baukunst sind ihm nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Theile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sey, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet, wie der Dichter, für den Ideal-Menschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustand sich befindet, also sind alle architektonischen Werke nur Annäherung zu diesem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt, und von den besonderen Bedürfnissen der Einzelnen abstrahirt wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieser Idee, die so sehr mit unseren ästhetischen Begriffen zusammen stimmt, festgehalten und weiter damit zu kommen gesucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunst, als schöner Kunst, objectiv ganz füglich so angeben, daß sie in jedem besonderen Gebäude den

Gat-

Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Ortbegriff zu behaupten sucht, wodurch sie dann subjectiv den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten (der doch wieder durchaus auf Gesetze gegründet ist) führt, und ihn folglich ästhetisch rührt.

Goethe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet sey, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurch geführt würde, noch empfindbar seyn und ihm gefallen müsse.

Daß von seiner Optik und seinen naturhistorischen Sachen auch viel die Rede sey, können Sie leicht denken. Da er die letztere gerne vor seiner italienischen Reise (die er im August 1796 anzutreten wünscht) von der Hand schlagen möchte, so habe ich ihm gerathen, sie in einzelnen Aufsätzen, in seiner darstellenden Manier zu den Horen zu geben. Ohnehin ist sonst nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieser Tage auch viel über grie-

chische Literatur und Kunst gesprochen, und ich mich bei dieser Gelegenheit ernstlich zu etwas entschlossen, was mir längst schon im Sinne lag, nämlich das Griechische zu treiben. Da Sie selbst so sehr damit vertraut sind, und auch mein Individuum kennen, so kann mir Niemand so gut rathen, als Sie, mein Lieber. Auf das, was ich allenfalls noch von dieser Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rücksicht nehmen; dieß besteht mehr in Kenntniß von Wörtern, als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe. Ich wünschte vorzüglich, außer einer guten Grammatik und einem solchen Wörterbuch, eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei diesem Studium und auf das Eigenthümliche bei dieser Sprache hingewiesen wird. In Absicht auf die zu lesenden Autoren, würde ich den Homer gleich vornehmen, und damit etwa den Xenophon verbinden. Langsam freilich wird diese Arbeit gehen, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will sie so wenig, als

möglich, unterbrechen, und dabei ausharren. Neben meinem Schauspiel ist sie mir leichter möglich, und sie hilft mir zugleich das Moderne vergessen. An dieses (das Schauspiel) habe ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufsatz über das Naive und nun der Pendant zu demselben über die sentimentalischen Dichter seitdem beschäftigte. Auch gehe ich nicht eher daran, bis erstlich noch einige kleine Aufsätze von mir wenigstens skizzirt sind, um nöthigenfalls etwas für die Horen vorräthig zu haben, und bis ich zweitens auf Succurs für sechs Monate wahrscheinliche Hoffnung habe. Zwei und vierzig Bogen auszufüllen, ist keine Kleinigkeit, und unter allen Mitarbeitern ist jetzt fast der einzige Schlegel, von dem in Rücksicht auf Gehalt und Masse etwas Beträchtliches zu erwarten ist. Neben ihm sind Knebels Properzische Elegieen und Herders etwanige Beiträge Resourcen für mich; aber diese drei, wenn sie auch alle einschlagen, fourniren doch nur etwa die Hälfte dessen, was erfordert wird. Goe-

the, Körner, Sie, ich selbst, Engel u. s. w. sind theils problematisch, theils wenn sie auch etwas liefern, noch lange nicht zureichend. Zuwachs an philosophischen und (theoretisch) ästhetischen Aufsätzen hilft mir nichts, da dieses Fach schon mehr, als billig, besetzt ist.

Ueber den Eindruck des zehnten Stücks habe ich der Zeit noch nichts Erbauliches gehört. Schütz, den ich vorgestern wieder sprach, erwähnt des Engelschen Aufsatzes mit Lob, aber des Uebrigen wurde gar nicht erwähnt. Es scheint, auch die Elegie ist diesen Herren zu hoch, da sie doch auch nicht zu platt für sie seyn kann. Woltmann habe ich seitdem nicht gesprochen, und Schreyvogel sehe ich schon lange nicht mehr.

Hier ein Brief von Körner, der Ihnen Fichtens wegen, ans Herz greifen wird. Von diesem höre ich nichts, da ich kaum Jemand sehe, der mit ihm umgeht.

Meyer hat unterdessen einmal von München aus geschrieben. In Nürnberg fand er

viele interessante Documente für deutsche Kunst, und er will sich bei seiner Rückkehr länger dort verweilen. In München hat er einzelne gute Stücke, besonders von Giulio Romano gefunden. Es geht die Rede, der Kurfürst von Mainz leide sehr am Schwindel. Sie haben wahrscheinlich schon gehört, daß die Emigrirten größtentheils Erfurt haben räumen müssen, und vom Herzog von Weimar in die Landstädtchen zum Theil sind aufgenommen worden, worüber man sehr böse ist.

Adieu, lieber Freund. Goethe grüßt freundlich. Ihr

Sch.

XXXII.

Tegel, den 13 November 1795.

So leid es mir thut, liebster Freund, so werde ich Ihnen heute doch nur sehr wenige Zeilen senden können. Mein neulicher Fluß im Backen hat sich in das linke Auge gezogen und es so entzündet, daß mir alles Lesen und noch

mehr das Schreiben untersagt ist. Ich kann mir nichts Unangenehmeres beim Eingang in den Winter denken, als eine Augenkrankheit, und bin daher dießmal folgsamer gegen den Arzt, als es sonst meine Art ist.

Für das Horenstück meinen herzlichen Dank. Ich habe bis jetzt bloß die Elegie, aber diese von Neuem mehreremale gelesen. Sie enthält einen Schatz von Poesie, und auch für die schlechtesten Urtheiler habe ich bei ihr mehr Hoffnung. So etwas, dächte ich, könnte Niemand verkennen.

Dem Reich der Schatten war sein Urtheil vorherzusagen. Es kann bei der jetzigen Stimmung der Leser nur für äußerst wenige gemacht seyn; auch kann es nur entzücken, oder gänzlich mißfallen. Mit der Elegie ist dieß anders. Sie muß auch dem noch gefallen, der in ihren eigentlichen Sinn nur wenig eindringt.

Sie werden sich wundern, wenn Sie in Gentz Monatsschrift im November eine Pindarische Ode von mir von 500 Versen finden

werden. Glaubte ich noch daran, daß ich den Pindar ganz übersetzen würde, so hätte ich sie nicht drucken lassen, da ich mit dieser, noch in Auleben gemachten Ode (Sie haben sie einmal gesehen) nicht ganz zufrieden bin. Allein ich bin so vom Uebersetzen abgekommen, daß ich deßwegen eher einwilligte. Für die Horen, wußte ich, konnten Sie dieses Stück nicht brauchen. Fällt es Ihnen aber einmal in die Hände, so sehen Sie es doch an. Ich habe Vieles geändert.

Mein Auge thränt so, liebster Freund, daß ich nicht weiter schreiben kann. Leben Sie herzlich wohl. Wie viel gäbe ich, um bei Ihnen zu seyn. Tausendmal Adieu!

H.

Gentz hat im October seiner Monatsschrift einen äußerst braven politischen Aufsatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduction nicht wenig gefallen wird.

XXXIII.

Tegel, den 20 November 1795.

Ich bin wieder hergestellt, liebster Freund, und nachdem ich ein paar Tage in Berlin zugebracht habe, wieder in meiner gewöhnlichen Einsamkeit und Ruhe. Das zehnte Horenstück ist, seit mein Auge besser ist, meine erste Lecture gewesen, und hat mich sehr ergötzt. Ihre Elegie abgerechnet, mit der freilich nichts streiten darf, ist das Mährchen, meinem Urtheil nach, das Vorzüglichste. Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt, und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft, wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme.

Herders Homer und Ossian ist sehr schön, und übertrifft, dünkt mich, den ersten Aufsatz

im neunten Stück. Es ist ihm sehr gut gelungen, die Nebelgestalt des caledonischen Lyrikers gegen das heitere Licht der jonischen Epopöe zu stellen, und ich wüßte nichts, was über eine solche Vergleichung noch zu sagen übrig bliebe. Die Diction ist höchst angemessen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich schön. Selbst die kleinen subjectiven Züge, die einem Herderschen Aufsatz selten mangeln, findet man hier doch nur sparsam, und sie stören wenigstens nicht den Eindruck des Ganzen.

Auch Engels Aufsatz hat mir gefallen. Er ist freilich etwas altmodisch und von einer Gattung, der ich nicht viel abgewinnen kann. Charaktere zu schildern, die, wie der des alten Stark, so wenig Interessantes in sich haben, so ganz durch die Einwirkung gewöhnlicher Lagen und Umstände auf gute, aber höchst mittelmäßige Anlagen gebildet sind, kann, so viel ich absehe, keinen großen Gewinn bringen. Versöhnt man sich indeß einmal mit der Gattung, so ist das Stück recht gut, und zeigt kein kleines Talent

zu unserer gewöhnlichen Art der Komödie, bei welcher die Schilderung solcher Arten von Charakteren und ein leichter ungezwungener Dialog die Haupterfordernisse ausmachen. Auch glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich das Ganze als einen schon längst für die künftige Ausarbeitung angelegten Plan zu einem Lustspiele ansehe, dem Engel jetzt diese Bestimmung gegeben hat. Gegen den Alten ist, glaube ich, nicht viel zu sagen. Nach ihm macht, dünkt mich, die Tochter die am besten gezeichnete Figur. Der Sohn sollte wohl anders gewandt und besser gehalten seyn. Der Doctor ist mir bei Weitem zu langweilig und die Mutter zu unbedeutend. Da ich Engel so genau persönlich kenne, so ist es mir merkwürdig gewesen, in dieser Schilderung den Kreis und die Welt wiederzufinden, worin seine Phantasie sich herum zu drehen pflegte.

Die beiden kleinen Epigrammen füllen ihren Platz gut aus. Vorzüglich hat mir Leukothea's Binde gefallen. Beide sind wohl von Ihnen, oder wenigstens doch das letztere.

Ungeachtet meines Aufenthaltes in Berlin habe ich doch, da ich sehr viel auf der Bibliothek war, von Urtheilen über die Horen nichts Besonderes gehört. An der Elegie hörte ich Jemand tadeln, daß dieß elegische Sylbenmaß für so lange Stücke zu eintönig sey. Der Aufsatz im neunten Stück über die Gränzen des Schönen scheint Glück zu machen. Herz sagte mir, es sey der erste in den Horen gewesen, den er mit recht großem Vergnügen gelesen, und ganz verstanden habe. Er setzte hinzu, er habe in ihm die Art zu philosophiren wieder gefunden, an die man sonst durch Lessing, Mendelssohn u. s. f. gewöhnt gewesen sey. Sie haben mir noch nie Ein Wort über diesen Aufsatz gesagt. Haben Sie doch die Güte, mir auch einmal historisch zu bestätigen, daß er von Ihnen ist. Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigsten in Berlin erscheinenden Blatte: die Camera obscura in B. bei. Die Recension in den Annalen müssen

Sie schlechterdings lesen, sie übertrifft an Unverschämtheit und Plattheit Alles, was man je gesehen hat. Indeß sind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämisch genug. Nicht M. Mereau allein schreibt Ihre Belagerung Woltmann zu. Hier stritt sich neulich Jemand auf das hartnäckigste darüber, und setzte hinzu, Sie könnten jetzt etwas so Leichtes und Verständliches nicht mehr machen.

Das Decemberstück wird doch amusiren. Daß in den Horen auf keinen Angriff auch nicht am Ende des Jahres geantwortet werde, darin bin ich schlechterdings Körners Meinung. Selbst außer den Horen sehe ich für jetzt wenigstens keine Veranlassung.

Reichardt, der jetzt wieder in Giebichenstein lebt, sah ich neulich bei Herz. Er spielte und sang uns die Meeresstille und die Würde der Frauen vor. Die Musik von beiden kann ich Ihnen nach dem Urtheile meiner Frau höchlichst empfehlen.

Wie gern hätte ich mit Ihnen Ihren Ge-

burtstag gefeiert! Immer mehr und mehr fühle ich, liebster Schiller, wieviel ich getrennt von Ihnen entbehre, und was ich auch beginnen mag, so gibt es mir keinen Ersatz. Ich lasse zwar auch hier meine Tage in einer fortdauernden Beschäftigung fortfließen, aber es fehlt ihr, möchte ich sagen, an Leben und Kraft. Das Ende Ihrer Ideale, obgleich ich es in ganz anderem Sinn aussprechen muß, als Sie es können, ist mir unglaublich oft gegenwärtig. Meine Hoffnung eilt dem Sommer entgegen, wo ich Sie gewiß noch früher allein aufsuche, als ich mit den Meinigen zurückkehren kann.

Was Sie von der Baukunst sagen, leuchtet mir außerordentlich ein. Indeß dünkt mich immer, trägt diese Kunst ganz ausschließlich von allen andern etwas in sich, was sie hindert, eigentlich Kunst und mehr als bloße Verzierung nur im höchsten Geschmacke zu seyn. Unter allen Künsten hat sie allein kein von der Natur gegebenes Object. Warum auch das schönste Gebäude, wenn es nicht zu einem Gebrauch

zugleich ein Bedürfniß wäre? Wie man sich daher auch wenden mag, der Begriff des Gebrauchs im ganz allgemeinen Sinn ist von dieser Kunst unzertrennlich, und ist doch der Kunst so sehr zuwider. Auf der andern Seite geben Gebäude einen Genuß, den man sonst vergebens sucht.

Als kolossale Menschenwerke, deren ungeheure Masse sich doch in einer schönen, leicht zu übersehenden Form darstellt, stehen sie zwischen den Producten der Natur (Gebirge, Felsen) und der ganz eigenthümlichen Geburt der menschlichen Phantasie, der Statuen, in der Mitte, und vereinigen gleichsam die Vorzüge beider. Selbst der Begriff des Gebrauchs, der gleich wieder den Menschen herbeiführt, wirkt hier vielleicht mit. So gemischt ist, dünkt mich, der gewöhnliche Eindruck, den ein Gebäude macht. Sehr viel anders ist freilich der künstlerische, aber ganz rein kann er auch nicht seyn, und es fragt sich nun, ob man die Baukunst als ganz reine Kunst behandeln, und den Gebrauch zu

sehr aufopfern soll? Ich glaube kaum, Alles, was sich erreichen läßt, ist, dünkt mich, nicht mehr als ästhetische Behandlung eines an sich in ein ganz anderes Gebiet gehörenden Gegenstandes. Doch gilt dieß freilich bloß von der eigentlich schönen Baukunst. Von Goethe's Manier in solchen Dingen läßt sich gewiß sehr viel hoffen. Ueber Goethe's Idee, wie ein Mensch mit verbundenen Augen einen Begriff von einem schönen Gebäude bekommen soll, wünschte ich wohl mehr zu wissen. Es ist mir nicht recht klar.

Es ist ein schöner Entschluß, liebster Schiller, daß Sie griechisch lernen wollen, und es hat mich oft gerührt zu sehen, mit wie vieler Mühe Sie aus Uebersetzungen schöpfen müssen, was Andere, die unmittelbar an der Quelle sind, nicht zu fassen vermögen. Auch ist mir Ihr Vorsatz ein neuer Beweis gewesen, wie gründlich Sie Alles anfassen, womit Sie sich beschäftigen. Aber freilich werden Sie der Schwierigkeiten viele erfahren. und kaum weiß ich, ob

ich Ihnen bei der Menge von Störungen, welche Ihre Kränklichkeit schon verursacht, noch rathen soll, eine Sprache zu lernen, die an sich immer mühsam ist, und immer erst später die Mühe und Zeit belohnt, die man ihr Anfangs aufopfern muß. Es wird Ihnen viel Zeit kosten, und bei Ihnen, da Sie Ihre Zeit so trefflich nutzen können, ist das sehr viel. Nur eigentlich in dem Fall, daß Sie Ihre verlornen Stunden, wo Sie ganz unbedeutende Dinge lesen, dazu brauchen können, scheint mir Ihr Plan ausführbar. Ich wünschte unendlich, daß Sie griechisch w ü ß t e n, ich bin auch überzeugt, daß Sie unglaublich schnell lernen werden. Allein ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, nicht die Stunden zu bedauern, die Sie beim ersten Anfang rein verlieren. Wäre ich jetzt in Jena, wie vorigen Winter, so wäre die Bedenklichkeit bald gehoben. Mit einem Andern lernt es sich leichter, und wir verplauderten so immer einige Stunden. Vorausgesetzt indeß, Sie blieben Ihrem Plan getreu,

so

so ist allerdings Homer der einzig schickliche Anfang. Zum Xenophon rathe ich nicht zugleich. Wollten Sie ja etwas Anderes zugleich nehmen, so dächte ich, wäre es Herodot oder Hesiodus.

Das Buch über die Methode beim Studium und das Eigenthümliche der Sprache weiß ich Ihnen, trotz alles Nachdenkens, nicht nachzuweisen. Mancherlei finden Sie in Harris Hermes, von dem eine gute deutsche Uebersetzung unter meinen Büchern steht. Aber das Eigentliche und Wahre müßte erst geschrieben werden. Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten. Wie viel gäbe ich darum, Ihr griechisches Studium selbst persönlich leiten zu können. Wie viel Aufschlüsse würd' ich durch Sie über die Sprache, die ich nun schon genau kenne, und wo ich Ihnen die

Data suppeditiren könnte, erhalten. So erlauben Sie mir wohl, wenn Sie noch beim Griechischen bleiben, diesen Gegenstand manchmal zum Thema unserer Briefe zu machen. Im Homer wird Ihnen Anfangs die Auflösung der Formen die meiste Schwierigkeit machen, ich weiß nicht, ob Sie sich die Mühe geben sollen, dieß wieder recht methodisch in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. Sollte nicht folgende Methode gut seyn? Die neue Voßische Uebersetzung ist erstaunlich treu. Wenn Sie erst in dieser fünfzig Verse etwa genau läsen, dann es weglegten, und das Griechische vornähmen, erst durch bloße Erinnerung, Divination u. s. w. sich hineinstudirten und hernach, was Sie interessirte, durch Nachschlagen bestätigten. So würde Ihr Nachdenken mehr mit ins Spiel gezogen, und Sie drängen so tiefer ein, als bei dem gewöhnlichen mechanischen Wege. Schreiben Sie mir ja weiter von Ihren Fortschritten.

Ueber meine Unfruchtbarkeit in Absicht der Horen schäme ich mich oft, lieber Schiller. Aber

Sie kennen meine Dürftigkeit, und leider ist auch das einzige Fach, in dem ich thätig seyn kann, gerade das am meisten besetzte.

H.

XXXIV.

Tegel, den 27 November 1795.

Wie herzlich freue ich mich, liebster Freund, mit jedem neuen Brief von Ihnen auch neue Nachrichten von Ihrem besseren Befinden, Ihrer heiteren Stimmung und Ihrer unbegreiflichen Thätigkeit zu bekommen. Der gegenwärtige Winter beginnt weit günstiger für Sie, als der vergangene, und schon in den letzten Wochen unserer Anwesenheit in Jena bemerkte ich eine große und heilsame Umänderung Ihrer Stimmung. Die körperlichen Ursachen, die daran Schuld seyn mögen, und einige Veränderungen Ihrer äußeren Lage, selbst Ihre nun freundlichere Wohnung abgerechnet, liegt doch der Grund gewiß vorzüglich in der verschiede-

nen Art der Beschäftigung, die Sie jetzt und damals trieben. Wohl haben Sie, wie Sie selbst bemerken, einen guten und festen Grund gelegt, der Ihnen die jetzige Leichtigkeit in jeder Art der Arbeit möglich macht. Diesen Grund verdanken Sie doch größtentheils der Ausarbeitung Ihrer Briefe und den Zurüstungen dazu, und natürlich mußte diese Periode sich weniger mit unmittelbarem Genuß, als mit späteren Früchten belohnen. In jedem Menschen, der sich vorzugsweise mit philosophischem Nachdenken beschäftiget, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe seiner Gedanken Festigkeit und systematischen Zusammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, sich, indem er sicher und fest aufsteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es scheint mir ein vorzüglich schwieriges Kunststück der Bildung seiner selbst und Anderer, diesen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es ist schon immer viel, sich nur von dem Wege nicht ablenken zu lassen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und sich

nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerstückelte Unternehmungen zu zerstreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geist zu genügen im Stande sind, erst jenseits dieser Gränze liegen können. Bei Wenigen ist dieß so offenbar, als bei Kant, wenn man seine früheren Schriften mit den späteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt ist in ihm eigentlich sehr spät erschienen, aber aus den Bruchstücken seiner frühern Producte bemerkt man hier und da Spuren seines Ganges. Ihnen ist es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche sich Ihre intellectuelle Thätigkeit dreht, und in Allem, was ich jetzt von Ihnen lese, selbst in der flüchtigsten Bemerkung in einem Briefe, herrscht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit. Auf diese gründe ich auch meine Hoffnung, daß, ungeachtet der unseligen Lage, in welcher selbst der bessere Theil des Publicums sich in Rücksicht auf Ihre philosophischen Arbeiten befindet, diese doch nach und nach durchdringen und sich Ihre Leser selbst zubereiten werden. Nach dem,

was Sie mir von Ihren neuesten beiden Abhandlungen sagen, darf ich hierbei vorzüglich auf diese rechnen. Wenn immerfort in verschiedenen Gestalten und mannichfaltigen Anwendungen dieselbe Vorstellungsweise wiederkehrt, so muß sie doch endlich, auch bei dem am wenigsten vorbereiteten Leser Eingang finden, und es muß sich dann durch die That selbst bewähren, daß, was in jeder Anwendung die Probe besteht, in sich zusammenhängend und wahr seyn muß.

Ich bin daher betroffen gewesen, als ich in Ihrem Briefe las, daß Sie für die Horen das philosophische und poetische Gebiet verlassen wollen. Es schiene mir durchaus nicht gut, daß Sie Ihre eigene Richtung so durch äußere Zwecke fesseln ließen. Meiner Meinung nach, sollten Sie sich, wenn Sie nicht zu dem Schauspiel kommen, ganz frei Ihrer Lust überlassen, zwischen philosophischen und poetischen Arbeiten abwechseln, und nur bei einer unbestimmten Neigung sich gerade für das Leichtere determiniren. Nichts was Sie machen, kann untauglich für

die Horen seyn, und Sie werden, Ihrem jezigen Gange nach, von selbst nicht einmal auf so schwierige Materien stoßen, als Ihre Briefe und das Reich der Schatten behandeln. Sie können, dünkt mich, schlechterdings nichts Anderes thun, als Ihren Gang fortgehen und für innern Werth und Mannichfaltigkeit des Journals sorgen; und für beides bürgt Ihnen bei Ihren eigenen Arbeiten Ihre Individualität. Nur bei fremden Beiträgen würde ich Ihnen freilich rathen, so wenig als möglich, Philosophisches und ästhetisch-Theoretisches aufzunehmen. Sie können hier, dünkt mich, um so eher ganz frei verfahren, wenn Sie darauf denken, die Horen mit dem nächsten Jahre zu schließen. Auf diese Weise aber glaube ich könnten sie auch fortgehen.

Die Abschrift Ihres zweyten Aufsatzes schicken Sie mir ja mit dem eilften Stück. Es ist jezt schlechterdings meine liebste Beschäftigung Ihre Arbeiten zu lesen, und darüber mit Ihnen zu reden.

Auf Schlegels Aufsatz bin ich sehr begierig. Sie haben eine prächtige Acquisition an ihm gemacht.

Was betrifft denn der Archenholzische Aufsatz?

Neulich war des Coadjutors Bewußtseyn in der Lit. Zeit. recensirt. War die Recension nicht von Erhard?

Ich erwarte morgen wieder Gentz, der mich immer noch von Zeit zu Zeit besucht, und mir ein angenehmer Umgang ist. Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß mich die Einsamkeit drückt, nur meine Trennung von Ihnen fällt mir in der Länge schwer auf. Allein bin ich sonst gern; da ich nicht schnell arbeite, nehme ich mir gern viel Zeit für meine Beschäftigungen und an lebendigem Umgang habe ich ganz soviel ich wünsche, an meiner Frau und den Kindern. Ich bin jetzt ganz in der Idee meiner neuen Arbeit. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mächtig ein aufmunterndes Wort aus Ihrem Munde wirkt. Auf jeden Fall bleibe ich bei diesem Entschluß und ich denke, er soll gelingen.

In den ersten Tagen habe ich bloß über die ungefähre Art nachgedacht. Das Thema im Ganzen ist, wie Sie es selbst bestimmen: eine Charakteristik des Griechischen Geistes. Es ist so der wichtigste Theil des Werks, was ich mir einmal zu liefern vorgesetzt hatte: eine mit ausführlichen historischen Beweisen belegte Schilderung des griechischen Charakters. Den griechischen Geist überhaupt aber zu charakterisiren, ist ein Gegenstand von sehr großem Umgang. Um mich also nicht gleich in ein zu großes Ganzes zu verirren, nehme ich bloß für jetzt den dichterischen Geist. Allein auch hier muß ich noch kleinere Abschnitte machen.

Ich habe überlegt, daß es nicht möglich ist, auch nur die Hauptzüge des griechischen Dichtergenie's in Einem Aufsatz zu schildern, ohne entweder unbestimmt und unvollständig, oder zu abstract und dunkel zu werden. Es würde nur damit, wie mit dem Horenaufsatz gehen, der auch, statt die Reihe jener projectirten Aufsätze anzufangen, sie hätte beschließen sollen. Auch müßte

ich, wenn ich nun, nach jenem Aufsatz, an das Einzelne gehen wollte, mich nur wiederholen, und würde in der ersten Abhandlung fast gar keine Beispiele bringen können, ohne der Allgemeinheit zu schaden. Ich denke also von dem Besondern anzufangen, zuerst bloß beschreibend zu Werke zu gehen, und die Resultate immer nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zusammenzuziehen. Die Hauptmasse, in welche das Ganze zerfällt, sind ganz natürlich: die epische Dichtkunst mit Inbegriff der bukolischen, die tragische, komische und lyrische im weitesten Verstande. Am zweckmäßigsten würde man, glaube ich, mit der epischen anfangen, auf diese die lyrische folgen lassen, und mit der dramatischen den Beschluß machen. Denn wie Sie mir hoffentlich beistimmen werden, ist die Haupttendenz der ächt griechischen Stimmung episch, und die griechische dramatische Poesie eine, sogar nicht immer sehr künstliche, Zusammensetzung der epischen mit der lyrischen. Dennoch will ich mit der lyrischen den Anfang machen. Mein näch-

ster Grund ist hier bloß der, daß von Homer (der die Epopöe doch fast allein ausmacht) schon gerade jetzt so viel gesprochen ist, und daß ich meinem Aufsatz über die minder bekannten lyrischen Dichter schon von selbst mehr Interesse geben kann. Auch habe ich in ihnen mehr vorgearbeitet. An sich aber ist es auch nicht übel, die griechische Individualität an ihnen zu zeigen, da sie in den lyrischen Stücken weit mehr als Eigenthümlichkeit, als in der epischen erscheint, und ich dadurch, daß die lyrische Poesie in so genauem Zusammenhange mit dem Charakter und der Empfindungsweise steht, mehr Veranlassung erhalte, die Seelenstimmung der Griechen überhaupt zu entwickeln. Bei den Lyrikern habe ich nun wieder drei Hauptmassen: 1) Pindar, 2) die Chöre, 3) die Fragmente der übrigen Dichter und die anderen Stücke der sogenannten Anthologie. Auch könnte ich es ja wohl auf diese Weise in drei Aufsätze theilen? Hätte ich erst einen oder ein Paar solcher Aufsätze fertig, so könnten sie

einzeln für die Horen dienen. Was aber das Ganze betrifft, so werden mir die einzelnen Bearbeitungen selbst besser die Art in die Hand geben, wie ich diese zusammenordnen kann. Jetzt habe ich angefangen an den Pindar Hand anzulegen, der die Grundlage ausmachen soll. Indeß werde ich zugleich die Chöre vornehmen, um zu sehen, ob diese sich besser dazu schicken. Sie sehen, daß ich nun eile, mich an eine bestimmte und kleinere Arbeit zu binden. Ich kenne mich, wie leicht ich mich durch größere Plane zerstreue. Bin ich aber mit dieser Arbeit erst im Gange, so entwerfe ich doch vielleicht einen Plan des Ganzen, mich zu leiten und ihn Ihnen mitzutheilen. Bei den einzelnen Aufsätzen denke ich historische Details, die nicht ganz bekannt sind, und zur Sache dienen, nicht zurückzuweisen. Ich denke immer, die Klarheit gewinnt, wenn ich der Wirklichkeit oder der Thatsache nahe bleibe. Ich bitte Sie jetzt recht sehr um Ihre Meinung über diesen Plan. Ich könnte ihn sehr leicht umändern, wenn Sie

es für nöthig fänden; denn da ich doch einmal das ganze Feld bearbeiten will, so ist nichts verloren, und was die Dichter betrifft, so bin ich in jede Gattung gut genug eingelesen. Daß ich zugleich die lateinischen und neuern Hauptdichter derselben Gattung für mich studire, und als, durch den Contrast oder die Aehnlichkeit, erläuternd, manchmal gebrauche, versteht sich von selbst.

Die Hauptschwierigkeit ist unstreitig die philosophische Theorie der Dichtungswerke, die zur Würdigung einer individuellen vorausgesetzt werden muß, und doch weder in den Köpfen der Leser, noch in einzelnen Büchern bestimmt vorhanden ist. Hier kostet es nun doppelte Mühe, sowohl die wahren Begriffe aufzufinden, als sie auf eine ungezwungene und präcise Weise einzuflechten. Der erste Theil der Arbeit ist mir indeß durch Sie schon unglaublich erleichtert. Sie sehen, lieber Freund, daß ich mit Eifer und Wärme ans Werk gehe. Auch am Ausharren soll es nicht liegen. Ueber das

Uebrige mögen dann günstige Götter walten und vor allen Dingen Ihre Theilnahme, die eine ganz eigene Kraft für mich besitzt.

Ich muß hier schließen. Antworten Sie mir doch, liebster Freund, über Gros. Ich möchte ihm nicht gern eher schreiben, und meine Antwort doch auch nicht so lange aufschieben.

Von meiner Frau tausend herzliche Grüße an Sie und Lolo, der wir beide sehr für ihre Briefe und prächtigen Geschichten danken. Ihr

H.

XXXV.

Jena, den 29 November 1795.

Ich habe noch allerlei Materien in Ihren vorigen Briefen zu beantworten, lieber Freund, und werde dieß mit Gelegenheit nachholen. Heute z. B. Einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie betreffend.

Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieses Stück auch am meisten zu gut thue,

und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdessen darüber machte. Mir däucht, das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte eines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenland's, die Würde der Frauen u. s. f. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüther ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer,

die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, so bringe ich eine beinahe vollständige Repräsentation des Publicums heraus. Ich glaube deßwegen, daß, wenn es in diesem Stücke an einem allgemeinem Beifall fehlt, bloß zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran Schuld sind.

Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als Eine Kraft gewirkt. Ich werde deßwegen noch alle mir mögliche Sorgsalt an die Vollendung desselben wenden, und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, sondern auch auf Veranlassung derselben, eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewiesen haben.

An dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern, es

es sey denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, Einiges besser unterschieden würde. Ihr Einwurf gegen zu frühe Einführung der Landstraße in dem Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, so sehr als möglich zu Rathe zu halten suchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Corruption angehen, beinahe immer von einem äußern Object ausgehe. Bei der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Kosten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann. Vielleicht aber kann ich noch

mehr, als ich gethan, aus der sinnlichen Anschauung nehmen, so daß alle Spur eines Plans verschwindet, indem die Wirkungen desselben noch fühlbar werden.

Für den Versbau will ich noch so viel, als möglich, zu thun suchen. Ich bin hierin der roheste Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben. Besonders sind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug interessirt hatten, ganz fremd in Rücksicht auf Theorie und Kritik. Wenn wir wieder beisammen sind, werden Sie mich in dieser Sache schon zurecht weisen. Indessen glaube ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel recht hat, und daß dieses auch in diesem Gedicht manchmal der Fall war. So soll der Abschnitt, den Sie als ungewöhnlich tadeln, in mehreren der angeführten Verse eigentlich gar nicht gehört werden, weil dieses das Bild unterstützen hilft. In dem Vers, z. B.

„Frei, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt
mich die Wiese,“

drückt das Sylbenmaß selbst die Weite aus, auf der das Auge dahin geleitet und sich verliert. Den Hexameter:

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben ꝛc.

soll man ohne Abschnitt lesen. Die wimmelnde Bewegung verstattet keinen Stillstand. Den Vers:

Theilst du mit | deiner | Flur

lesen Sie anders als ich. Sie lesen: mit deiner, welches freilich hart klingt; freilich ist meine Scansionsart auf der andern Seite wieder schleppend. Herzlich gern hätte ich gerade herausgesagt:

Theilst du mit deinem Gespann,

wenn es nicht lächerlich gewesen wäre.

Der Semi-Hexameter:

— — — — Doch nur der Ruhm kam zurücke

klingt mir darum nicht hart, weil der starke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es

nicht nur entschuldigen, sondern sogar gut heißen, daß um gewissen Sylben, auf denen ein Verstandes-Accent liegt, eine größere prosodische Länge zu verschaffen, eine an sich nicht kurze Sylbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigstens muß das Ruhm in obigem Vers um so länger gelesen werden, je weniger das kam kurz seyn will, und dieß ist es gerade, was der Sinn verlangt.

Unter den drei Hiatus, die Sie bemerken, kann ich Ihnen nur die zwei ersten einräumen.

Freude erfindet

ist in meinem Ohr keiner, weil das e in Freude ein stummes, das andere ein scharfes ist.

Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Literatur-Briefen, die ich kürzlich las, und sehr gedacht finde, sollen mir künftig auch zum Leitfaden bei meinen Arbeiten in dieser Gattung dienen.

Ob die Composita Wohllaut, Weinstock, Bergmann, Widerhall, Oelbaum ꝛc. als Trochäen und Daktylen gebraucht werden

können, auch wenn ein Vocal darauf folgt, möchte zu bezweifeln seyn. Voß hat es sich niemals erlaubt, dafür ist Goethe desto freigiebiger damit gewesen.

In den Versen:

— Rückkehr für euch
— Willkür vermischt —

kann es gar nicht entschuldigt werden.

Ferner wird ein Rigorist schwerlich verzeihen

Des Gesetzes Gespenst

so wie noch weniger

Der Nothwendigkeit heilige Macht;

in Natur und Schule. Goethe erlaubte sich dasselbe, sogar einmal: Es ist am Anfang eines Hexameters. Endlos (in der Elegie S. 74.) das erstemal als Trochäus gebraucht, ist auch nicht wohl zu gestatten. Ich werde setzen:

Endlos unter mir seh' ich ꝛc.

Daß der ganze Hexameter zwischen den beiden endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble

Wirkung. Es ist selbst etwas Ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft.

Auf die zu große Häufung der fatal klingenden Endsylbe

— en

haben mich die Literatur-Briefe aufmerksam gemacht. Ich werde deßwegen im eilften Distichon der Elegie, so wie im 24sten, 43sten und 48sten und andere zu helfen suchen.

Denken Sie doch in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür sollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen.

Den 30sten November. Ich komme nochmals auf die Elegie zurück.

Mit der Elegie verglichen, ist das Reich der Schatten bloß ein Lehrgedicht, wäre der Inhalt des letztern so poetisch ausgeführt worden, wie

der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinn ein Maximum gewesen.

Sehen Sie, lieber Freund, und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme, an den Almanach des nächsten Jahres zu denken Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie noch an. Das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, und daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich (wie Sie in meinen zwei neuesten Abhandlungen lesen werden) das ganze Feld der Poesie in die naive und in die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich), die sentimentalische hat ihrer drei, Satyre, Elegie, Idylle. Ueberdenken Sie in diesen paar Tagen diese Idee, deren Deduction und Anwendung der Inhalt meiner beiden Aufsätze ist. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch

das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. Hercules ist in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht.

Die Vermählung des Hercules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Hercules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch

mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben. Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie seyn, und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Komödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit. Der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Komödie ist dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (diese als ein eigenes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie immer gehalten habe — bis ich anfing an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.

Denken Sie sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Frei=

heit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allem mehr zu sehen. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewäschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann.

Noch etwas, das Reich der Schatten betreffend. Daß Sie mir neulich schrieben, auch in Berlin halte man dieses Gedicht allgemein für eine Darstellung des Todtenreichs, so bin

ich auf den Gedanken gerathen, ob man nicht von diesen schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen könnte, ein paar Worte, dieses Gedicht betreffend, ins Publicum hinein zu sprechen. Nicht nur der Horen wegen, auch zu besserer Vorbereitung dessen, was noch theoretisch und praktisch sich künftig daran anreihen wird, wünschte ich daß der Inhalt dieses Gedichts dem Publikum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beschäftigung, iu einem Aufsatz für Gentz etwas darüber zu sagen? Sie fingen damit an, sich über die currenten Auslegungen zu verwundern, und zögen dann die rechte Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedichte selbst heraus. Es verstände sich, daß man bloß die Sache ruhig vortrüge, und alle Anpreisung, alles Panegyrische unterbliebe; nach meiner Idee müßte es ungefähr so geschrieben seyn, daß ein verständiger Leser sich nicht zu verwundern hätte, wenn er erführe, daß ich selbst der Verfasser sey. Es würde z. B. nichts scha-

den, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde. Ich selbst könnte dann von einer solchen „honneten“ Motion Veranlassung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu sagen. Ueberlegen Sie diesen Gedanken, lieber Freund, überlegen Sie aber auch zugleich, daß es ein bloßer Einfall ist, wenn Sie auch nur die geringste Abneigung dagegen verspüren sollten.

Abends den 30sten.

Eben erhalte ich die einzelnen abgedruckten Bogen vom Naiven, aber unglücklicher Weise hat Cotta den Bogen, wo der Anfang steht, mitzuschicken vergessen. Für Sie indeß ist das Uebrige vor der Hand genug, und ohnehin fehlt nichts von demjenigen, was sich auf den zweiten Aufsatz über die sentimentalischen Dichter bezieht. Ich sende Ihnen also sowohl diesen Aufsatz als jene Bogen, und wünsche beiden eine gute Aufnahme. Heut über acht Tage ist das eilfte Stück sicher in Ihren Händen. Jene Bo=

gen können Sie behalten, aber das Manuscript senden Sie gelegentlich zurück.

Haben Sie noch die Güte, mir Goethens neue Schriften, mit Ausschließung Meisters, bei Ungern auszunehmen, bloß auf ordinärem Papier, und broschirt an mich zu senden. Den Sie bestimmten 3ten Band Meister's hat Goethe, weil Sie schon ein Exemplar hätten, wieder bei mir abholen lassen.

Sie fragten mich neulich, ob Fichte an einem hier herauskommenden Magazin arbeite? Ich habe weder von dem Buche, noch von einem Antheil, den er daran hätte, gehört.

Adieu, liebster Freund. Lolo grüßt Sie und die gute Caroline, so wie auch ich herzlich. Mein Brief ist dießmal lang geworden, weil ich mir dieser Tage eine Pause in der Arbeit gönnte, und dem Andenken an Sie mehr widmen konnte. Adieu!

Sch.

P. S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieser Tage über die lateinischen Poeten gerathen, die ich, wo möglich diesen Winter meiner nächtlichen Romanenlecture substituiren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meisten interessirte, machte ich den Anfang, und ich muß sagen, mit unerwartet großem Genuß, so daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber Manches, besonders von dem, was sich auf das gemeine Leben und auf historische Züge bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edleren Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geschöpft, daher es zu einer solchen Lecture nicht recht zureichen will. Wissen Sie mir keine erträglichen französischen oder besser deutschen Uebersetzungen von Juvenal, Persius und Plautus zu empfehlen? Denn gerade diese drei Herren machen mir fremden Beistand nöthig. Mit Martial wird mich

Ramler schon bekannt machen, so wie Wieland mit den Horazischen Episteln.

Was meinen Sie, Lieber? Kann ich jetzt wohl etwas Besseres thun, als mich (da mir fast aller Zufluß von Ideen durch Lecture neuerer Schriften, wozu ich schlechterdings keine Neigung habe, und durch einen geistreichen Umgang vor der Hand abgeschnitten ist, und ich zugleich meinem Geiste die rechte Disposition zum poetischen Empfangen und Bilden geben muß) mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten zu umgeben, und im eigentlichen Sinn unter diesen Leuten zu leben? Das ist mein ernstlicher Vorsatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen speculativen Arbeiten und Lesereien (obgleich mir darin noch so viel zu thun übrig wäre) auf unbestimmte Zeit entsagt. Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung seyn.

XXXVI.

Tegel, den 4 December 1795.

Ich habe, seitdem ich Ihnen neulich schrieb, liebster Freund, keinen Brief von Ihnen erhalten, und da Paquete länger als einfache Briefe unterwegs bleiben, so erwarte ich das eilfte Horenstück, auf das ich mich wegen Ihrer Abhandlung unendlich freue. Ich habe die letzten acht Tage recht gesund und fleißig verlebt. Ich suche mich immer mehr in meine neue Arbeit hineinzudenken, die mich mit jedem Tage mehr interessirt, und die nächste Vorarbeit dazu, die mich jetzt beschäftigt, das bloß ruhige Lesen einiger lyrischen Stücke, bei denen ich allein auf den Geist und die Manier des Dichters und auf die Wirkung des Products achte, und mich von allem Wuste der Sprach- und Alterthumsgelehrsamkeit (mit denen man sich bei dem ersten Studiren eines alten Schriftstellers doch immer herumzuschlagen hat) los mache, gewährt mir einen großen Genuß. Freilich fühle ich auch bei jedem Schritt, den ich weiter vorwärts

thue,

thue, die Schwierigkeiten lebhafter. Aber es läßt sich ja Vieles überwinden, und man leistet wenigstens, so viel man vermag.

Ich habe jetzt den Meister von Neuem gelesen. Der so schwierige Gegenstand des sechsten Buchs ist vortrefflich behandelt. Mit dem Oheim verwandelt sich auf einmal die Scene, und besonders an dieser Stelle sind einige sehr feine Bemerkungen. Ueber die Haltung und selbst über die Wahl des Charakters, an dem die Wirkungen einer solchen schwärmerischen Stimmung gezeigt werden sollten, ließe sich allerlei sagen. Offenbar hat Goethe wohl mit Fleiß eine, nur sehr uneigentlich schön genannte und mehr kleinliche, eitle und beschränkte Seele die nur einige größere Seiten hat, gewählt. Ein mehr gehaltvoller Charakter hätte diese ihm eingepflanzte Religiosität zu eigenmächtig behandelt, und ihm zu viel von dem seinigen beigemischt. Es gehörte ein gewisser Grad der Passivität dazu, sobald es darauf ankam, wie es doch Goethe's Zweck gewesen zu seyn scheint,

mehr eine einzelne Gemüthsstimmung und ihren Einfluß im Ganzen, als einen einzelnen Charakter zu zeichnen. Allein freilich kommt es auch daher, daß die Heilige dadurch zu einer gewissen Trockenheit herabsinkt. Ob ich gleich die Bekenntnisse immer mit großem Interesse lesen werde, und es mich nicht verdrießen lasse, dem Gange des Charakters auch mit Mühe nachzugehen, so ist mir das Individuum doch immer eine Gestalt, die mir in allen ihren Metamorphosen gleich stark und (was mir ein Beweis der großen Kunst ist, mit der Goethe den Charakter soutenirt hat) immer auf gleiche Weise mißfällt. Eine gänzlich isolirte, ewig kränkende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tiefem Gefühl begleitet ist, nicht Stärke genug besitzt, um auf eine kühne und große Weise zu schwärmen, und nicht Leichtigkeit und Anmuth genug, um schöne Bilder hervorzubringen, ist das Unfruchtbarste, was man sich denken kann, und ein Charakter, der allein auf einer solchen Phantasie beruht,

muß nothwendig unangenehm und trocken seyn. Freilich aber war er eben so der beste für diesen Stoff, und es scheint mir ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet sind. Vorzüglich ist dieß am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romanencharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu verwickeln, und so nie Kraft hat die geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände gibt. Die Stelle über den Unterschied des Romans und Drama's wird hier, wie ich höre, auch von Mehreren und auch von solchen, die Willen haben zu verstehen, doch mißverstanden. Und wahr ist es, daß Goethe sich entweder ausführlicher hätte verbreiten, oder bestimmter ausdrücken sollen. Gesinnungen und Charaktere, Begebenheiten und Handlungen, Zufall und Schicksal sind nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gar nicht so contrastirend von einander geschieden, daß sie, ohne eigenes und schon

für diese Gegenstände geübtes Nachdenken, nicht noch selten leicht verwechselt werden können.

Ueber das zehnte Horenstück habe ich zwar kein bedeutendes Urtheil bis jetzt gehört. Indeß hat doch die Elegie auf einige, auch sonst ganz gewöhnliche Menschen großen Eindruck gemacht. Dagegen habe ich das Mährchen schon mehrmals tadeln hören. Die Leute klagen, daß es nichts sage, keine Bedeutung habe, nicht witzig sey u. s. w., kurz es ist nicht pikant, und für ein leichtes, schönes Spiel der Phantasie haben die Menschen keinen Sinn. Im Ganzen finde ich auch hier unser altes Urtheil bestätigt. Es wird entsetzlich wenig gelesen. Das meiste nur angegafft und durchblättert. Eigentlich lesen thut jeder fast nur das, was er selbst eben zu seinem eigenem Geschreibsel braucht.

Alexander ist jetzt von seiner Reise zurückgekommen, und wieder in Bayreuth. Er wird mich im Februar hier besuchen. Ich hoffe Sie sehen ihn dann in Jena. Er hat seine Reise

trefflich benutzt. Ich beschäftige mich noch immer nebenher, und ohne daß es mich gerade Zeit kostet, mit physiologischer und naturhistorischer Lecture. Jetzt besonders bei dem Schreiben über die Lebenskraft ist es interessant zu sehen, welche Art Philosophie in den Köpfen der Aerzte herrscht. Ich möchte Ihnen auch rathen, etwas dergleichen in verlornen Stunden anzusehen. Dann möchte ich Ihnen als nicht unmerkwürdige Antipoden: Hufelands Pathogorie und Reils Archiv für Physiologie, erstes Stück, empfehlen. Leben Sie recht herzlich wohl. Ich habe heute noch mehrere Briefe abzumachen. Adieu! Ihr

H.

XXXVII.

Jena, den 7 December 1795.

Ich glaubte, lieber Freund, Ihnen heute das eilfte Horenstück senden zu können, aber die fahrende Post hat mir das große Paquet noch nicht überbracht, obgleich das Stück schon seit

dem 24sten vorigen Monats im Drucke fertig geworden ist. Indeß ist ja Vieles davon schon in Ihren Händen, und Ihre Neugier braucht nicht so groß zu seyn.

Ihren Entschließungen wegen Ihrer Arbeit pflichte ich vollkommen bei, und setze nur überhaupt noch hinzu, daß Sie eher darauf denken müssen, mit Vielem wenig, als mit Wenigem viel zu sagen. Jemehr Sie das Allgemeine aus dem Einzelnen können von selbst hervorgehen lassen, desto besser wird es seyn, und vor Wiederholungen allgemeiner Begriffe brauchen Sie sich nicht zu fürchten, sobald nur die Anwendung verschieden ist. Man kann in solchen feinen Materien für so wenig feine Urtheiler nicht zu deutlich seyn. Daß Sie nicht mit dem Homer anfangen wollen, billige ich auch, aber überhaupt, däucht mir, daß Sie sich von einer strengen Ordnung in der Art, wie Sie die Materien folgen lassen, dispensiren können. Sie können von Hinten, in der Mitte, wo Sie glauben, daß das Interesse am ersten zu erregen

sey, anfangen; denn einen ordentlichen Plan, so sehr er in Ihnen ist, brauchen Sie in der Ausarbeitung gar nicht zu beobachten.

Es würde vielleicht nicht übel gethan seyn, wenn Sie die Hauptzüge des griechischen Charakters einzeln und in besondern Aufsätzen entwickelten, und bei jedem solchen einzelnen Zug, allemal durch die ganze Literatur durchliefen. Die Einheit ist viel leichter zu fassen, und die Mannichfaltigkeit in der Anwendung fällt zugleich mehr auf. Machen Sie hingegen einen Schriftsteller zur Einheit und legen die Mannichfaltigkeit darein, daß Sie ihn durch alle dichterischen Kategorien durchführen, so ist die Einheit weniger interessant, und die Mannichfaltigkeit weniger leicht. Ueberhaupt schickt sich ein Begriff besser zu der ersten und Beispiele besser zu der zweiten, weil jene doch immer das schwierigere ist. Macht man ein Individuum, ein Factum, kurz einen einzelnen Fall zur Einheit, so ist es immer zweifelhaft, ob dieser interessirt, und man ist in die

Nothwendigkeit gesetzt, die Mannichfaltigkeit durch abstracte Begriffe hervorzubringen, welches schon viele Anstrengung für die Leser erfordert. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache, aber von der Sache bin ich überzeugt. Man erhält auf dem Wege, den ich vorschlage, noch den Vortheil, daß man den Begriff doch bei so vielen Anwendungen nothwendig klar machen muß, und also dem Leser, auch dem stumpfsinnigsten, ein Resultat zu geben versichert ist.

Vielleicht entwerfen Sie zu Ihrem eigenen Gebrauche eine Art von Register über die Materien im Einzelnen, worüber Sie sich verbreiten wollen, um erst das Feld zu übersehen. Alsdann bin ich vielleicht im Stande, Ihnen meine Gedanken anschaulich und annehmlich zu machen.

Auch schickt es sich vielleicht, daß Sie in den Einkleidungen der Materie wechseln und hier und da eine Veranlassung von Außen, wenn es auch eine polemische wäre, nehmen können.

Es ist ja endlich nicht so nöthig, daß man sich nennt. Auch ließe sich Manches in Kritiken einzelner Werke, alter und neuerer, theoretischer und praktischer, einkleiden. Voß, Stolberg, Klopstock, Ramler, Gedicke, Schlosser und Andere geben Ihnen vielleicht Veranlassungen zur Prüfung und zur Widerlegung.

In der That, liebster Freund, rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit und Schwierigkeit behaftet; auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen, und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur

Schärfe und Intellectualität (ich weiß jetzt nicht sogleich ein ander Wort) in Schranken halten, und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen. Wir wollen davon sprechen, wenn wir erst wieder beisammen sind. Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgeben will, und tadeln, daß ich mich von der philosophischen Schriftstellerei zurückziehen will. Aber Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß mich das Publicum allein oder auch nur vorzüglich zu diesem Entschluß bestimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu bestimmt, ist erstlich die unwiderstehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Gesetz zu gehorchen, und besonders der poetischen Thätigkeit mich vorzugsweise zu überlassen, und zweitens die schlechte Unterstützung von Seiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge habe ich das Ganze bisher zusammengehalten, und ich wäre dennoch nicht damit zu Stande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterstützt hätte, aber ein

Zufall, auf dessen Wiederkehr ich nicht so sicher mehr zählen kann. Goethe's Elegien, Schlegels Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrath ist aufgezehrt. Weißhuhns, Engels, Meyers Aufsätze warf mir das Glück zu, Archenholz macht sich für die Zukunft zu nichts mehr anheischig. Ich habe, wenn ich meine Hoffnungen für das folgende Jahr überzähle, kaum zu Besetzung von drei Stücken Aussicht, sobald ich meinen Antheil abrechne, und noch dazu ist unter Allem, was ich zu hoffen habe, nichts, was allgemein interessiren kann. Schlegel ist allerdings eine treffliche Acquisition, aber nicht das Journal in Schwung zu bringen, oder auch nur darin zu erhalten, sondern bloß um demselben eine Masse zu geben, mit der ein Kenner zufrieden seyn kann. Von Goethe erwarte ich, da er nach seinem eigenen Geständniß noch an dem Roman viel zu thun hat, und die Vorbereitung auf die Reise und dergleichen ihn erstaunlich zerstreut, da er selbst im August ab-

geht, so viel als nichts, von Herder wenig tröstliches. Die anderen Quellen wissen Sie selbst und wie wenig darauf zu zählen. Wollte ich also die Horen nicht aufgeben, so müßte ich, ich allein, mich im nächsten Jahr denselben ganz sacrificiren, und nicht einmal mit der sicheren Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Was das Unglück noch vermehrt, so hängt das Schicksal auch des Almanachs im nächsten Jahre von mir ganz allein ab, da Goethe, der fast den vierten Theil in diesem Jahre dazu gegeben, wegfällt, und auch Herder seinen ganzen Vorrath hingegeben hat. Ich selbst habe meine poetische Fruchtbarkeit in diesem Jahre doch zum Theil der langen Pause zuzuschreiben, die ich in poetischen Arbeiten machte, und die mich Kräfte sammeln ließ. Im nächsten Jahre wird es langsamer auch mit mir gehen, besonders da ich schwerere Gegenstände vor mir habe, und gegen mich selbst strenger seyn werde. Was bleibt mir also, wenn Sie alles Dieß in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück

der Horen im nächsten Jahre völlig gleichgültig zu seyn, um meine Thätigkeit nicht mehr dadurch bestimmen zu lassen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, so ist das Journal eo ipso moralisch todt und muß es auch physisch werden.

Von Körner habe ich schon einen ganzen Monat keine Zeile gesehen.

Adieu, liebster Freund! Unsere herzlichen Grüße. Ihr

Sch.

XXXVIII.

Tegel, den 11 December 1795.

Ich bin wieder so schlimm mit meinen Augen daran, liebster Schiller, daß Sie heute noch keine Antwort auf Ihr schönes Manuscript von mir erwarten dürfen. Ich habe es zwar heute, da es doch ein wenig besser geht, angefangen zu lesen, aber die Hand hat, so deutlich sie auch ist, etwas so Spitziges, daß sie den Augen sehr wehe thut, und ich nur sehr kurze Zeit fortlesen darf. Ans Vorlesen aber bin ich zu wenig gewöhnt, um etwas, das mir wichtig

ist, ordentlich, wie ich wollte, genießen und beurtheilen zu können. Ich verschiebe also die Antwort hierauf bis zum nächsten Posttag, wo das Uebel ja wohl vorüber gegangen seyn wird. Es liegt eigentlich bloß im Augenliede, wie Herz sagt, an einem Fehler in der Absonderung der dort befindlichen Drüsen. Aber sobald das Augenlied schwillt, entzündet sich das Auge, und Herz hat mir die Schonung desselben sehr ernstlich empfohlen. Wenn das Uebel oft wiederkommen sollte, wäre es eine liebliche Aussicht für die Wintertage.

Auf alle Fälle, liebster Freund, bleibt es dabei, daß ich Sie noch vor unserer gänzlichen Zurückkunft nach Jena dort besuche. So früh aber, als ich wünschte, wird es nicht seyn können. Wir gehen nämlich Anfangs Sommers etwa, oder etwas früher von hier nach Burgoerner zu meinem Schwiegervater, und erst von da aus kann ich zu Ihnen kommen. Indeß ist die italienische Reise auch nicht so nah, als Sie in Ihrem vorletzten Briefe meinen. Schon im

Herbst 1796 könnten wir nur bei gänzlicher Umänderung unserer Plane abgehen; unser Entschluß geht bloß auf das Frühjahr 1797. Wie viel gäben wir darum, wenn Sie uns, Lieber, begleiten könnten! Auch Ihnen würde eine Veränderung, und ein Reichthum äußerer, nicht zu schnell und nicht zu langsam wechselnder Gegenstände, so wohl thun.

Ob Sie es gleich in Ihrem Briefe gänzlich absagen, so ist mir erst durch diesen doch ein Gedanke einer Möglichkeit gekommen. Aber man muß die Zukunft erwarten, und die Gegenwart genießen oder ertragen.

Für die Beilagen Ihres vorletzten Briefes, die hier zurückerfolgen, unsern herzlichsten Dank. Sie haben uns sehr viel Freude und Manches darin viel Spaß gemacht. Goethe, der mir auch vorgestern geschrieben hat, leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen.

Kants Urtheil über Reinhold ist prächtig.

Möchte er Ihnen doch noch sein „Ueberlegtes" über Ihre Briefe vor seinem Hintritt schreiben. Sein Friede wird Sie schwerlich sehr befriedigt haben. Wenigstens hat er auf mich keinen großen Eindruck gemacht. Neue Ideen sind fast keine, und Mehreres scheint mir auch ganz willkürlich und gewagt. Allein ein großes Vergnügen hat mir die Schrift doch durch viele originale, witzige und charakteristische Wendungen gemacht.

Gegen Ihren Vorschlag, etwas über das Reich der Schatten aufzusetzen, habe ich gar keine Abneigung. Nur, da es Ihnen nicht sehr wichtig scheint, muß ich sehen, ob ich es jetzt mit meinen Arbeiten, die viel Zeit brauchen, vereinigen kann. Auch wünschte ich eine Idee von der aus ich auf das Gedicht käme. Es hat mir etwas Sonderbares, vor dem Publicum, wenn auch (wie sich von selbst versteht) namenlos, als Commentator aufzutreten, uud selbst das Mißverständniß mit dem Schattenreich müßte ich doch leise anbringen, weil es doch nur hie und da vorgegangen

gangen ist. Indeß denke ich gewiß noch daran, und dann wird sich ja wohl eine andere Einkleidung, oder eine Manier finden lassen.

Ihr Entschluß mit den Alten zu leben, ist trefflich, obgleich ich die Philosophie deßhalb bedaure. Indeß kommt doch auch die Reihe wieder an sie.

Es thut mir in der Seele weh, daß ich auf einen so langen und göttlichen Brief, als Ihr letzter war, diese unbedeutenden Zeilen abgehen lassen muß. Aber ich hätte mir und Ihnen selbst die Freude verdorben, wenn ich heute hätte Materien berühren wollen, die mir weder mein Auge, noch das Gewirr im Hause, da meine Mutter morgen in die Stadt zieht, auszuführen erlaubt hätte. Ihr

H.

XXXIX.

Tegel, den 14 December 1795.

Mein Auge ist zwar ziemlich wieder hergestellt, liebster Freund, aber ich muß heute einiger Geschäfte wegen zu meiner Mutter nach

Berlin und habe also nicht Zeit, mich auf Ihre beiden schönen Aufsätze, die ich nun ganz gelesen, einzulassen. Sie haben mir einen unglaublichen Genuß verschafft, und ich bin überzeugt, daß sie in jeder Rücksicht ein entschiedenes Glück machen werden. Zwar wird sich gewiß Geschrei genug dagegen erheben. Aber — und darauf kommt es doch eigentlich an — Interesse werden sie sicherlich überall erwecken, und es ist sehr möglich, daß sie noch den Horen am Ende dieses Jahres einen Schwung geben. In allen Urtheilen, die Sie fällen, stimme ich gänzlich mit Ihnen überein, und einige sind Ihnen in der That außerordentlich gut gelungen, vor allen Klopstock und Goethe. Bei Wieland war der Gegenstand etwas delicat, doch haben Sie sich sehr gut herausgezogen. Herder wird Ihnen freilich zürnen, daß Sie ihn nur so im Haufen erwähnen, aber es wäre auch schwer gewesen, ihn eigen und ganz zu seiner Zufriedenheit mit unparteiischer Gerechtigkeit aufzustellen. Das Wichtigste an dieser Arbeit ist unstreitig, daß

Sie der Kritik eine ganz neue, bisher unbekannte Bahn bricht; daß sie da Gesetze aufstellt, wo man bisher nur nach subjectiven Gefühlen geurtheilt hat, die wirklich bisher ein Jeder sich gleich ungerecht bald ausschließend für die naiven, bald für die sentimentalischen Dichter erklärte, und daß sie zugleich so viele Beispiele an so verschiedenen Dichtern aufführt. Es kann nicht fehlen, daß nicht dieser Weg sollte auch bald weiter betreten werden, und diese neue Ansicht macht eine Revision beinahe aller bisherigen Urtheile nöthig. Auch in der Idee komme ich ganz mit Ihnen überein, doch darüber nächsten Freitag mehr, da es mir heute an Muße fehlt. Ueber Dunkelheit wird, hoffe ich, bei diesem Aufsatz Niemand klagen, die Hauptidee ist so einfach, und Sie haben ihr so viel Klarheit gegeben, sie auch so oft wiedergebracht, daß ich kaum die Möglichkeit eines Mißverständnisses sehe, wenn gleich der neue Gebrauch älterer Namen hier und da Einige verwirren wird. Die Entgegenstellung der Ausdrücke naiv und

sentimentalisch scheint mir auch sehr richtig. Das Einzige, was Sie vielleicht noch mehr hätten, der Deutlichkeit wegen, herausheben sollen, ist, daß nicht bloß (wie Sie auch ausdrücklich sagen) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter sich befindet, sondern daß auch, wie es mir scheint, die naiven schon immer in ziemlich hohem Grade sentimentalisch sind. Selbst Homer erinnert schon häufig, daß die bessere und größere Natur, die er in seiner Schilderung hinzustellen sucht, nicht mehr da ist, und die übrigen alten Dichter thun dieß noch mehr. Doch muß ich hierüber, da es mir bloß während des Lesens eingefallen ist, noch erst genauer nachdenken. Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. s. f. ist das Einzige, was ich weggewünscht hätte. So gerecht diese Züchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst, und Ihr Urtheil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine wür-

dige und unwürdige Beurtheilung halten, und auf die Bibliothek enthielt sogar das Ende des Aufsatzes im 9ten Stück eine zwar indirecte, aber sehr deutliche Antwort. Wen meinen Sie mit den Reisebeschreibungen? Für Ihren letzten Brief, und Ihr Urtheil über meine Arbeiten meinen herzlichsten Dank. Ich will suchen Ihre Rathschläge wie ich kann zu benutzen, um auch die Last der Horen, Ihnen, soviel ich kann, zu erleichtern. Was Plane betrifft, bin ich jetzt ziemlich reich, nur mit der Ausführung steht es immer schlecht. Was Sie mir über die Vertheilung meines jetzigen Stoffs sagen, hat sehr meinen Beifall. Nur dürfte es freilich viele Schwierigkeiten finden, auch auf diese Weise gleich das Ganze anzugreifen. Für mich ist offenbar der Weg durch einzelne Schriftsteller leichter. Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie, eine Schilderung Pindars angefangen, und um wenigstens nicht müßig zu werden, will ich damit fortfahren, bis ich dahin komme, mir nach Ihrem jetzigen Vorschlag

eine bestimmte Idee von einem einzelnen Aufsatz zu bilden. Was hielten Sie z. B. davon, eine Abhandlung über die Art der Charaktere zu schreiben, welche die alten Dichter aufstellen, und dieß mit einigen Neuern zu vergleichen? Man käme dadurch auf einen Hauptzug der Alten, große Figuren in einfachen Umrissen darzustellen, die mit einander in großer Mannichfaltigkeit contrastiren, aber in sich selbst und durch besondere Züge nicht mannichfaltig charakterisirt sind, zwar einen großen Inhalt, aber nicht einen so verschiedenartig specificirten Reichthum als die Charaktere der neuern Dichter, besitzen? Auch bildeten die Hauptcharaktere der Tragiker vielleicht einen ähnlichen an sich geschlossenen Kreis, als die Gestalten der Götter, und noch mehr die Charaktere Homers, von denen wir manchmal sprachen. — Sowohl diesem Gedanken, als allen übrigen will ich ferner nachgehen. Auch will ich suchen eine Uebersicht dessen zu machen, was im Ganzen berührt werden müßte.

In der Allg. Lit. Zeit. ist eine sehr lange und, wie es scheint, gründliche Recsion von Pauw Recherches sur les Grecs, von wem mag diese wohl seyn? Es läge mir daran, es zu wissen. Ich dachte vielleicht von Schlegel in Dresden. Doch war er ja sonst nicht Mitarbeiter.

Ich muß hier schließen, weil es Zeit ist, fortzureiten. Leben Sie herzlich wohl, und nehmen Sie diese flüchtigen Zeilen wenigstens als einen Beweis meines Wunsches, doch sogleich Etwas auf Ihren herrlichen Brief zu erwidern. Freitag schreibe ich recht ausführlich über Ihre Aufsätze und Ihren göttlichen Plan zur Idylle. Ihr

H.

XL.

Jena, den 17 December 1795.

Daß Sie aufs Neue an Ihren Augen leiden, lieber Freund, thut mir herzlich leid, und ich fürchte, daß gerade dieser Winter, der mehr feucht als kalt zu werden scheint, das Uebel mehr unterhalten wird. Befolgen Sie also den

Rath des Arztes genau. Ihrer Augen wegen bedaure ich, daß Sie den Winter nicht in der Stadt sind, wo Sie sich durch gesellschaftliches Geschwätz, wie es auch seyn möchte, hätten zerstreuen und die Augen so wie den Geist hätten ausruhen lassen können.

Ihren neuesten Aeußerungen nach dürften wir uns also vor Ende Mai gar nicht, und auch da nicht gleich auf längere Zeit sehen, welches mir sehr leid thut. Gut ist es, daß Sie wenigstens um diese Zeit hier seyn werden, wo Goethe nach Italien geht, und auch das ist gut, daß Goethe, wenn er anders nicht viel über ein Jahr ausbleibt, ein halbes Jahr nach Ihrer Abreise wieder hier seyn kann, so daß ich nur den Sommer und Herbst, der immer leidlicher für die Einsamkeit ist, ganz allein seyn werde. Taxit Deus.

Ich sehne mich jetzt wieder recht nach einer poetischen Arbeit; denn der Beschluß der sentimentalischen Dichter, an dem ich jetzt noch arbeite, fängt an mir zu entleiden. Ich verliere

immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen, und von einer äußern Nothwendigkeit gescheucht, habe arbeiten müssen. Indeß war dieser letzte Aufsatz auf keine Weise zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demselben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen; denn die glückliche Zeit der Freiheit ist noch fern. Ich habe jetzt die erste Lieferung der Properzischen Elegien gelesen, und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht besser hätte seyn können, weiß ich nicht zu sagen, da ich nie den ganzen Properz gelesen. Die Uebersetzung ist aber im Ganzen recht brav, und im Einzelnen hoffe ich noch Verbesserungen; denn ich habe darauf aufmerksam gemacht. Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten unterdessen gelernt habe.

Fr. Schlegels Abhandlungen über die griechischen Frauen, die er mir heute geschickt, habe ich zwar nur flüchtig durchlesen. Verbessert

hat er sich in dieser Arbeit merklich, obgleich eine gewisse Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlassen wird. Der Aufsatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten sehr nahe an, und hätte auch Ihnen sollen vorbehalten bleiben. In der Sache selbst hat er mich nicht bekehrt. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk, so wie beides in den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und im ganzen sehr geistleer (daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige genug, ist natürlich). Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivetät in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist bloß ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena bloß eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging, und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen

einzutauschen. Und dann die Circe, die Calypso! Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweist nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunst schöpferisch, und ich zweifle nicht, daß ein griechischer Bildhauer, wenn er mit seinem ganzen Kunstsinn in Circassien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit, und eben so wenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen sieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängigen Gestalten, aber die Selbstständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geschlechts nirgends vereinigt. Wo Selbstständigkeit ist, da fehlt die Weiblichkeit, wenigstens die schöne. Von der Sappho kenne ich nur Ein Stück, aber das ist sehr sinnlich. Hinter den Pythagorischen Frauen dürfte mehr stecken; hier scheint mir

etwas Sentimentalisches im Spiele zu seyn, und von diesen war wenigstens Geistigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt, oder das Moralische nicht weiblich ist, wie z. B. der spartanische Bürgergeist und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meinen Bemerkungen wahr seyn mag, so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Alterthum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder schöner Liebe gibt, die nur von fern an die Sacontala und an einige moderne Gemälde in dieser Gattung reichte. Goethe's Iphigenia, seine Elisabeth in Götz nähert sich den griechischen Frauen, aber sonst keine von seinen edlen weiblichen Figuren, und selbst seine schöne Seele ist mir lieber. Auch Shakespears Juliette, Fieldings Sophie Western und andere übertreffen jede schöne Weiblichkeit im Alterthume weit.

Aber genug von diesem. Ich wünschte, daß Schlegel (Friedrich) auf eine Materie geriethe, die ihn für die Horen brauchbar machte; denn

die, worin er jetzt arbeitet, ist durch Sie schon so gut besetzt, und zu viel Raum dürfen wir ihr doch nicht geben.

Neugierig bin ich, was sein Bruder noch bringen wird.

Adieu, lieber Freund.

Sch.

XLI.

Tegel, den 18 December 1795.

Den Haupteindruck, lieber Freund, den Ihre beiden Aufsätze, besonders der letzte, bei wiederholtem Lesen auf mich gemacht haben, ist der, daß sie mir zu fast allem Zweifeln, in welchem ich sonst manchmal im kritischen Urtheil über Dichter schwankte, die Auflösung, und zu meinen Hauptturtheilen selbst den bestimmten deutlich ausgesagten Grund hergegeben haben. Ich sehe auch daraus, wie viel jene Ideen umfassen, und wie sehr es Ihnen gelungen ist, das ganze Gebiet der Kritik von dieser Seite auszumessen.

Was ich aber für das größte Verdienst Ihrer Arbeit halte, und was ich am meisten daran bewundert habe, ist, daß Sie die Verschiedenheit der Dichter so unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichterischen Genie's, und diesen selbst geradezu aus dem Begriff der Menschheit ableiten. Ihr ganzes System erhält dadurch, außer seinem Umfange und seiner Fruchtbarkeit, eine innere Consistenz und Rundung, deren sich kein anderes bisheriges rühmen kann. Daß die Poesie bestimmt ist, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, ist das größeste Wort, was je über sie ausgesprochen werden kann, und drückt zugleich ihre Beschaffenheit, ihren Umfang und ihre Würde aus. Die naive und sentimentalische Poesie aus ihrem höheren Begriff herzuleiten, sollten Sie doch noch, und bald, selbst versuchen. Dem tiefer eindringenden Leser kann es zwar nicht schwer fallen, Sie dieser Mühe zu überheben, aber es würde die Consequenz Ihres Systems in ein herrliches Licht setzen, und ne-

benher würde sich auf dem Wege auch noch Manches ergeben. Den Unterschied der naiven und sentimentalen Dichtungsart kann zwar gewiß Niemand verfehlen; aber dennoch hätte ich gewollt, Sie hätten der naiven noch, außer der Entwickelung des Begriffs dieses Ausdrucks in der ersten Abhandlung, auch einen besondren Abschnitt gewidmet. Da der naive Dichter ganz und gar mit der Schilderung des Individuums beschäftigt ist, aber auch der sentimentalische, insofern er Dichter seyn will, seinen Gestalten Individualität, und wo möglich völlige, geben muß, so kann hieraus ein Mißverständniß entspringen, das vielleicht noch nicht genug dadurch gehoben ist, daß Sie selbst sagen, daß der sentimentalische Dichter immer in gewissem Sinn auch naiv ist. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß in dieser Rücksicht sogar auch für mich Eine Stelle etwas hat, worüber ich nicht ganz hinaus kann. Da wir unmöglich in der Sache uneins seyn können, so muß ich Ihren Ausdrücken einen falschen Sinn ir-

gendwo beilegen, und ich bitte Sie hierüber um eine Erläuterung. Es ist nämlich dieß die Stelle, die sich mit Unterscheidung der absoluten Darstellung und der eines Absoluten schließt, ganz gegen das Ende. Hier bin ich zwar ganz mit Ihnen einig, daß der naive Dichter den Gegenstand mit allen seinen Gränzen darstellt, so wie der sentimentale vielmehr alle Gränzen des seinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht sagen, daß die naive Poesie bloß der Form nach, die sentimentale der Materie nach ein Unendliches sey. Wie ich beide Begriffe von Anfang herein gefaßt habe, so befindet sich der naive Dichter in dem Zustande, in welchem wir noch nicht die beschränkte Wirklichkeit von dem unendlichen Ideal durch Reflexion zu trennen gelernt haben, in welchem die Menschheit in uns noch ein harmonirendes Ganzes ausmacht, und wir daher eben diese Harmonie auch in der Natur zu sehen vermeinen. Da hier also noch gar keine Trennung angenommen ist, so bleibt dem Dichter freilich nichts zu

thun

thun übrig, als die Natur zu schildern, wie sie ist, ihre Form mit allen ihren Gränzen genau darzustellen. Darum thäte man doch dem Homer Unrecht, wenn man seine Poesie bloß der Form nach ein Unendliches nennen wollte. In seiner Ansicht der Natur liegt so gut, wie in seiner Menschheit, dünkt mich, auch der Materie nach ein Unendliches. Nur weil er sich dieß nie abgesondert gedacht hat, stellt er es in der sinnlichen Gestalt dar, in welcher es, als ein Ganzes, auf ihn einwirkt. Der sentimentalische Dichter unterscheidet sich durch die Absonderung des Ideals von der Wirklichkeit, woraus eben seine drei Arten möglicher Aeußerung aus den verschiedenen Verhältnissen beider gegen einander herfließen. Er hat also freilich ein Unendliches der Materie nach. Aber er muß sein Ideal doch auch individualisiren. Sieht man daher bloß auf die Forderungen der Kunst, nicht auf die Möglichkeit der Ausführung, so müßte er eben so gut, als der naive, auch der Form nach ein Unendliches darstellen. Denn

nur insofern von dem Dichter und seinem Werke (also von etwas Wirklichem) die Rede ist, kann ich zugeben, daß die naive Poesie der sentimentalischen an die Seite gestellt werde, und daß man den Vorzug der einen mit dem der andern vergleichen wolle; sobald man aber von der Gattung spricht, kann ich die naive für nichts Anderes, als für eine frühere Stufe und nur die sentimentalische für den Gipfel erkennen. Machen Sie es mit Ihrer Idylle auch in der ersten Rücksicht wahr. Ich bin überzeugt, daß Sie es könnten, wenn Sie im weitesten Umfange des Worts die höchste und glücklichste Freiheit genössen. Sollte man daher nicht vielmehr so sagen müssen: die naive und sentimentalische Poesie können und müssen eigentlich ein Unendliches der Form und Materie darstellen. Die erstere aber trennt beide nicht, und stellt daher beide zugleich in dem einzigen der Form dar; die sentimentalische verknüpft beide, nachdem sie sie mehr abgesondert hat? Dieser Zweifel, den ich Ihnen hier vorgetragen habe, ist mir

vorzüglich entstanden, indem ich den Unterschied beider Poesien auf die Bildhauerkunst anwende. Da er, wie Sie selbst sagen, nur mit den nöthigen Abänderungen, durch das ganze Gebiet der Kunst gültig seyn muß, so schien mir diese Probe nicht übel, um zu versuchen, in wie fern ich Ihre Ideen gefaßt hätte. Denn die Anwendung muß nothwendig bei der am meisten plastischen unter allen Künsten am schwierigsten seyn, da im Ganzen doch, wie das Naive sich mehr zum Plastischen und Epischen, so das Sentimentale mehr zum Musikalischen und Lyrischen hinneigt.

Dieß, was ich eben erwähnte, abgerechnet, wüßte ich nichts, worin mir Ihr Raisonnement dunkel oder unvollständig geschienen hätte. Ueberall vielmehr haben Ihre Ideen, wie ich auch erst sagte, mir Licht und Aufklärung gegeben, und ich bin überzeugt, daß sie sehr fruchtbar in Anwendungen bei mir seyn werden. Jedem nicht vorher Eingenommenen muß es in die Augen springen, wie genievoll Sie Ihren Ge-

genstand umfaßt und behandelt haben, und da die Hauptidee so simpel ist, die Anwendungen gleich gebraucht werden, und nur gerade Gegenstände betreffen, über die Jeder, der sich irgend mit Literatur beschäftigt, schon oft selbst geurtheilt hat, so gewinnt Ihre Abhandlung dadurch ein unglaublich großes Interesse. In mehreren einzelnen Dingen sind wir uns ganz erstaunlich begegnet. So z. B. in dem Urtheil über Voltaire, dem ich von jeher keinen eigentlichen Geschmack abgewinnen konnte, über Ardinghello, über den ich mich schon in Göttingen mit Schlegel oft lebhaft stritt rc. Von eigentlichen Ideen ist mir hierin der Unterschied zwischen musikalischer und plastischer Poesie am meisten aufgefallen. Ich kam in der letzten Woche auf einem eignen Wege auf diese Materie. Es fiel mir bei Gelegenheit eines Briefes an Sie ein, daß ich keine bedeutende Tragödie einer Frau kenne (in Rücksicht der Griechen hat Schlegel eben dieß in seiner Diotima bemerkt), eben so wenig eine Epopöe, und wenn ich, was mir von weiblicher Dich-

tung bekannt ist, durchgehe, so finde ich, daß jeder Stoff immer von Frauen lyrisch behandelt wird. Ich dachte damals auch an einige Männer, die sich in ähnlicher Lage zu befinden scheinen, und Ihre Unterscheidung zwischen musikalischer und plastischer Poesie hat mich nun über diese Verschiedenheit theils befestigt, theils bestimmt. Dadurch, daß ich den Gegensatz zwischen dem Lyrischen und Epischen machte, kam viel Schwankendes, Zufälliges und sogar Unrichtiges in meine Vorstellungsart. Jetzt will ich die Spur weiter verfolgen, und die Eigenthümlichkeiten des musikalischen und plastischen Dichtergeistes näher aufsuchen. Dieser Gegenstand liegt mir um so näher, als die Griechen, dünkt mich, bei Weitem mehr plastisch waren, und diese Eigenthümlichkeit mir Ihrer lyrischen Poesie, die, ihrer Natur nach, doch eine musikalische Behandlung erfordert, ein ganz eignes Gepräge aufzudrücken scheint. Bis auf einen gewissen Grad ist es unstreitig leichter in der musikalischen Poesie zu gelingen; aber

die höchste Wirkung hervorzubringen, dürfte doch auch gerade hier wieder am schwersten seyn.

Leben Sie herzlich wohl! Ihr

H.

XLII.

Jena, den 25 December 1795.

Wie freut es mich, lieber Freund, daß ich Sie mit meiner Arbeit zufrieden sehe, und daß wir auch hier nicht bloß im Ganzen, sondern vorzüglich in gewissen einzelnen Partien so sehr zusammen stimmen. Mir ist diese Arbeit viel näher liegend, als manche andere; sie scheint mir in einem höheren Grade mein zu seyn, sowohl des Gedankens wegen, als wegen seiner Anwendung auf mich selbst. Auch hat sie dadurch etwas Wohlthuenderes für den Geist, weil sie zu den Abstractionen auch die Erfahrungen gibt, und dadurch subjectiv etwas Ganzes leistet.

Sie wünschen, daß ich der naiven Dichtung

eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nur vorher selbst gewußt hätte, daß ich die Ausführung der sentimentalischen so weit treiben würde. Aber der erste Aufsatz war schon abgeschickt, ehe ich recht wußte, wie viel Stoff mir der zweite geben würde. Beide Aufsätze beziehen sich mehr durch einen natürlichen Instinct in mir, als durch einen absichtlich entworfenen Plan auf einander, zu welchem es mir ganz und gar an Muße fehlte. Indeß werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweiten Aufsatz Manches in Rücksicht auf die naive Dichtung nachgeholt ist, und im dritten wird dieses vielleicht noch mehr der Fall seyn.

Auf Ihr Bedenken habe ich Folgendes zu antworten. Es scheint aus Ihrem Anstoße zu erhellen, daß Sie den Gattungsbegriff der Poesie, der allerdings Individualität mit Idealität vereinigt fordert, zu sehr schon in die Arten legen. Ich betrachte diese letzteren mehr als die Gränzen des erstern, Sie scheinen solche mehr wie

verschiedene Ausführungen desselben anzusehen. So viel ist aber gewiß, daß die naive Poesie einen begränzteren Gehalt, die sentimentalische eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nimmt jede in demselben Grade mehr von dem Vorzug der andern an, als sie dem absoluten Dichtungsbegriff sich mehr annähert, und den Artcharakter mehr ablegt. Da ich aber diesen gerade streng unterscheiden wollte, so mußte ich das größere Gewicht auf die negative legen; ich mußte mehr von dem abstrahiren, was in einer jeden Art der Gattung angehört, um auf dasjenige aufmerksam zu machen, wodurch sie der Gattung entgegengesetzt ist. Naive Poesie verhält sich zur sentimentalischen (wie auch gesagt worden) wie naive Menschheit zur sentimentalischen. Nun werden sie aber gewiß nicht in Abrede seyn, daß die bloß naive Menschheit den Gehalt für den Geist nicht hat, welchen die sentimentalische, in der Cultur begriffene besitzt, und daß diese in der Form, in dem Gehalt für die Darstellung, der erstern nicht gleich kommt.

Deßwegen ist die letztere, wenn sie sich vollendet hat, so weit über die erstere erhaben. Hat sie sich aber vollendet, so ist sie nicht mehr sentimentalisch, sondern idealisch: welches beides Sie, vielleicht durch meine eigene Veranlassung, zu sehr für eins nehmen. Die sentimentalische wird von mir nur als nach dem Ideale strebend vorgestellt (dieß ist in der dritten Abhandlung am bestimmtesten aufgeführt), daher ich ihr auch in effectu weniger Poetisches zugestehe als der naiven. Sie ist auf dem Wege zu einem höheren poetischen Begriff, aber die naive hat einen nicht so hohen wirklich erreicht, ist also, der That nach, poetischer.

Wir müssen also hier sorgfältig die Wirklichkeit von dem absoluten Begriffe scheiden. Dem Begriff nach, ist die sentimentalische Dichtkunst freilich der Gipfel, und die naive kann mit ihr nicht verglichen werden, aber sie kann ihren Begriff nie erfüllen, und erfüllte sie ihn, so würde sie aufhören eine poetische Art zu seyn. Der Wirklichkeit nach, ist es

aber eben so gewiß, daß die sentimentalische Poesie, qua Poesie, die naive nicht erreicht.

Ich muß Sie hier an Ihren eigenen Begriff von den Geschlechtern und deren Verhältniß zur geschlechtslosen Menschheit erinnern. Gegen die Frau betrachtet, ist der Mann mehr ein bloß möglicher Mensch, aber ein Mensch in einem höheren Begriff; gegen den Mann gehalten, ist die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Mensch. Weil aber beide doch in concreto Menschen sind, so sind sie, Jedes in seinem vollkommensten Zustande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter sich gleicher. Gibt man aber ihre specifischen Unterschiede an, wie ich bei beiden Dichtungsarten thun wollte, so wird man den Mann immer durch einen höhern Gehalt und eine unvollkommnere Form, die Frau durch einen niedrigern Gehalt, aber eine vollkommnere Form unterscheiden. Sie selbst sagen in einem Ihrer Aufsätze. „Die Frau könne innerhalb ihres Geschlechtes, der Mann nur mit

Aufopferung seines Geschlechts wahrer Mensch werden." Dasselbe sage ich auch in Rücksicht auf beide Dichtungsarten. Die sentimentalische Poesie ist zwar conditio sine qua non von dem poetischen Ideale, aber sie ist auch eine ewige Hinderniß desselben. Die naive Poesie hingegen stellt die Gattung reiner, obgleich auf einer niedrigern Stufe dar. Um endlich auch die Erfahrung zu befragen, so werden Sie mir eingestehen, daß kein griechisches Trauerspiel dem Gehalt nach sich mit demjenigen messen kann, was in dieser Rücksicht von Neuern geleistet werden kann. Eine gewisse Armuth und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigstens ist dieß mein immer wiederkehrendes Gefühl. Homers Werke haben zwar einen hohen subjectiven Gehalt (sie geben dem Geist eine reiche Beschäftigung), aber keinen so hohen objectiven (sie erweitern den Geist ganz und gar nicht, sondern bewegen nur die Kräfte, wie sie wirklich sind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber

keine solche Tiefe. Was sie an Tiefe haben, das ist ein Effect des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen ist immer unendlich und grundlos. Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber *sinnlich* ideal sind, welches ich sehr von dem absoluten Ideal unterscheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der sentimentale Dichter strebt. Die Poesie geht, dem Gehalt nach, unendlich weiter als die bildende Kunst. Auch möchte ich die Ideale der letztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale, als materiale nennen. Das Unendliche in der Form ist ihr Gehalt, und so gehören die plastischen Ideale noch ganz in das naive Gebiet, denn das sentimentalische liegt völlig außerhalb der Sinnenwelt. So wenig ich in der Erfahrung naive Poesieen finden kann, die dem Gehalte nach ein Unendliches wären, so wenig kann ich sentimentalische auffinden, die es der Form nach wären, und ist es überhaupt nur ohne Widerspruch möglich?

Kann das sinnlich Erscheinende unendlich seyn, kann das Unendliche erscheinen? Nur indem sie den Gedanken von der Empfindung trennt, kann die Vernunft jenen ins Absolute hinüberführen, nur indem die Vernunft alles Empirische verläßt, kann sie als Vernunft sich äußern. Das Ideal entsteht ja auch, logischer Weise, nur durch Abstraction von aller Erfahrung, und mit dieser wird ja der naive Charakter aufgehoben. Ist aber die Erzeugung des Ideals nur durch Abstraction von aller Erfahrung möglich, wie soll es Erfahrung werden? Das Griechische plastische Ideal ist zwar auch durch eine Abstraction erzeugt, aber nur durch eine Abstraction von bestimmten Erfahrungen, nicht von aller Erfahrung, und das ist ein unendlicher Unterschied. Jenes hat auch Homer in seinen Dichtungen ausgeübt, aber nicht dieses. Er hat Verstandes-, aber keine Vernunft-Ideale.

Abends.

Der Kopf ist mir durch ein strenges Hinsehen auf meine Arbeit so angespannt, daß ich

es dem Zufall überlassen muß, ob das hier Gesagte Ihnen meine Gedanken klar machen wird. Zu Auflösung von Zweifeln ist der Dialog fast unentbehrlich; eine Viertelstunde würde uns wahrscheinlich im Gespräch verständigen. Vielleicht löst mein dritter Aufsatz Ihre Bedenklichkeiten ganz: wenigstens will ich erst erwarten, was dieser für eine Wirkung haben wird.

Eine Deduction beider Dichtungsweisen aus dem Begriff der Poesie, und die Deduction dieses Begriffs selbst, würde mich doch zu lang in dem Felde meiner jetzigen Untersuchung verweilen, und es ließe sich, da Alles mit Allem zusammenhängt, nicht voraus berechnen, wie weit sie mich führen würde. Dem Inhalte nach, ist sie sowohl in meinen Briefen über ästhetische Erziehung als in den gegenwärtigen drei Aufsätzen gegeben.

Was auf die Aufsätze öffentlich erfolgen wird, bin ich wirklich begierig. Stille gehen sie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man sich mehr

darauf einläßt. Für die Horen ist dieß schon genug.

Schlegel ist seit vierzehn Tagen wieder hier, und mit einer weitläuftigen Recension des Voßischen Homers beschäftigt, wovon ich, was fertig ist, gelesen, und sehr befriedigend gefunden habe. Voß kann gar nicht sehr davon erbaut werden, denn es wird ihm bewiesen, daß er den Homer erstaunlich modernisirt habe.

Ihre Bekenntnisse über Sie selbst, mein liebster Freund, möchte ich Ihnen gern in einem eigenen Briefe beantworten; wenn ich mich nur ordentlich dazu sammeln könnte. So viel nur für jetzt: Ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subject wird Ihnen zu schnell Object, und doch muß Alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjective Wirken verrich-

tet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffs-Menschen, Wissern und Speculatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Production, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem productiven Gemüth die Kritik ꝛc. ꝛc. nur ein

Mit-

Mittel ist. Das ist es, lieber Freund, was ich von der Anschauung, die ich von Ihnen habe, mir sogleich klar machen kann. Sehen wir einander wieder, so werden wir bestimmter und ausführlicher darüber seyn können.

Leben Sie wohl mit der guten Caroline, die wir alle, auch meine Schwiegermutter, die jetzt hier ist, auf das herzlichste grüßen. Ihre so wenig erfreuliche Lage in den jetzigen Umständen habe ich lebhaft mit Ihnen empfunden.

Ewig der Ihrige.

Sch.

N. S.

Ich habe anstatt des Mornus und Centaurs zum Titelkupfer des Almanachs eine Terpsichore gewählt, weil eine solche Figur, in Bewegung vorgestellt, einen graziösen Effect macht, und auch die allegorische Bedeutung davon gefälliger ist. Vielleicht ist solche, so wie wir sie wünschen, schon auf einer Gemme zu finden.

XLIII.

Berlin den 29 December 1795.

Es kommt mir heute so vielerlei zusammen, liebster Freund, daß ich Ihnen nur einige flüchtige Zeilen schreiben kann. Da ich so lange nicht auf einige Tage in Berlin gewesen bin, so drängen sich die Besuche auf eine unerhörte Weise, und erst gegen Ende dieser Woche, wenn ich noch länger hier bleiben sollte, sehe ich Ruhe ab.

Der Musenalmanach ist jetzt in allen Händen, und Michaelis hat auch mir meine Exemplare geschickt, wofür ich Ihnen sehr danke. Wie es scheint, wird er entsetzlich gekauft. Wenigstens findet man ihn in allen Häusern. Daß das Urtheil verschieden ausfallen würde, läßt sich denken. Die Vernünftigen sind natürlich ganz und entschieden für ihn, aber dieser gibt es nur wenige. Bei den übrigen muß man sich begnügen, wenn sie den offenbaren Vorzug des Almanachs über seine Brüder anerkennen, und dieß thun sie denn doch in der That.

Unter Ihren Stücken höre ich die Ideale am meisten, den Tanz am wenigsten loben. An der Würde der Frauen hörte ich Mangel an eigentlichem Plan, und Nothwendigkeit des Zusammenhanges tadeln, in der Macht des Gesanges die letzten Strophen den ersten schlechterdings nachsetzen, und was des Geschwätzes mehr ist. Bei allen diesen Urtheilen wird es mir immer lebhafter, welche Bewegungen Ihre sentimentalischen Dichter erregen werden. Ich freue mich in doppelter und ganz verschiedener Rücksicht darauf. Bei den Einen wird der Eindruck lächerliche Wirkungen hervorbringen, bei vielen anderen Besseren aber wird der Aufsatz die gute Folge haben, daß er ihren vorher unbestimmten Meinungen eine Sprache leihen, und vieles der gegenseitigen Beurtheilung im Gespräche fähig machen wird, worüber sich bis jetzt kaum mit den Eingeweihtesten reden ließ. Ich habe ihn gestern noch einmal ganz gelesen, und seitdem mir die Ideen nun ganz geläufig sind, habe ich die Diction genau studirt, und

ich kann nicht genug bewundern, welches Gepräge der Vollendung oder vielmehr des im Kopfe vollendeten ganz geschlossenen Gedanken sie überall an sich trägt.

Ich werde jetzt sehr häufig aufgefordert zu erklären, warum die Schriften der frühern Philosophen in Deutschland (so um Lessing herum) wie man behauptet, gerade eben so leicht und faßlich, als die der jetzigen, wie man findet, dunkel und schwerfällig sind. Allein nirgends gelingt es mir, auch nur einigermaßen die Menschen zu überzeugen, daß die heutigen Philosophen in Rücksicht auf die Materie einen schwierigern Stoff behandeln, daß die heutige Philosophie mehr das Gepräge der Natur und der Wahrheit an sich trägt, und daher schwerer darzustellen ist, als die ehemalige, die fast bloß ein Werk des abstrahirenden Verstandes war, und den Gegenstand, ohne große Schonung gegen ihn, fast allein und ganz logisch behandelte, da es denn natürlich leichter ist, bloß scharfsinnig und spitzfindig, als tief zu schrei-

ben; — und daß in Rücksicht auf die Form jene früheren Schriftsteller theils gar kein Ideal des Styls, sondern bloß wirkliche fremde Muster vor sich hatten, theils das Ideal aus Bequemlichkeit herabsetzten, wie sie z. B. statt ästhetisch zu schreiben, nur witzig zu schreiben suchten. Und doch scheint mir in diesen beiden Betrachtungen eigentlich die Erklärung des Phänomens zu liegen, das man an sich nicht bestreiten darf. Diese Gründe aber gelten bloß von unseren besten jetzigen Schriftstellern, meiner Herzensmeinung nach bloß von Ihnen. Was alle übrigen betrifft, so glaube ich, sind sie zu sehr von ihrem Stoff erfüllt, und halten mehr Monologe über denselben mit sich, als Gespräche mit dem Publicum. Dieß ist an sich zwar unnatürlich, aber es beweist doch eine gute Tendenz der Gemüther auf wichtige und gehaltreiche Fülle der Ideen.

An einigen dichterischen Stücken, und zum Theil an den besten, tadelt man, daß ihnen doch die letzte Vollendung fehlt, und dieß läßt sich in

mehreren Fällen nicht läugnen. Doch kann man wieder nicht wünschen, daß solche Stücke wären ganz zurückgehalten worden. Der wahre Schriftsteller muß allerdings bloß Vollendetes hervorbringen wollen, aber es wäre Schade, glaube ich, wenn er zu keusch seyn wollte, das, was er einmal nicht weiter vollenden kann, ganz zu unterdrücken. Daß ein Dichter, besonders ein moderner und also sentimentalischer, etwas durchaus Vollendetes hervorbringe, etwas das sein Dichtergenie in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Größe ausdrücke, läßt sich, dünkt mich, auf keine Weise erwarten. Es bleibt ihm also kaum etwas Anderes zu thun übrig, als der Nachwelt dasjenige zu übergeben, was in dem jedesmaligen Moment das möglichst Höchste war. Freilich erhält nun die Kunst kein einzelnes vollendetes Kunstwerk, auf das sie mit völliger Zuversicht stolz seyn könnte, aber der Kunstsinn wird doch durch die ganze Summe der Producte des Dichters in Stand gesetzt den Umfang seines Genie's gewissermaßen

auszumessen, und sich zu den Ideen zu erheben, die er selbst von einem vollendeten Kunstwerke faßte.

H.

XLIV.

Jena, den 4. Januar 1796.

Sie haben mir, liebster Freund, in Ihren neuesten Briefen so vielen Stoff zum Nachdenken gegeben, daß ich Ihnen in meinen Antworten kaum in gleichem Verhältniß werde nachkommen können. Besonders ist die Frage: „in wie fern die individuell bestimmte Geistesform sich mit Idealität vertrage?" so wie auch der Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichst reinen Darstellung und Entwickelung seiner Individualität bestehe, von äußerster Wichtigkeit. Ich werde darüber nachdenken, und was mir klar wird, Ihnen schreiben. So viel ist mir in Rücksicht auf das erste

jetzt schon klar, „daß jede Individualität in dem Grade idealisch ist, als sie selbstständig ist, das heißt, als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschließt, und dem Gehalt nach Alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist. Doch ich kann jetzt nicht mehr darüber sagen; denn Goethe, der bei uns ist, macht mir zu viel Lärm, und von einem Aderlasse, das ich heute vorgenommen, ist mir der Kopf eingenommen.

Sie schrieben mir neulich nicht, welcher Schlegel Ihnen einen Aufsatz zur Kenntniß der Griechen geschickt. Doch wohl der aus Dresden?

Heute habe ich auch meinen Aufsatz, die sentimentalischen Dichter betreffend, für das erste Januarstück geendigt und abgeschickt. Ich hätte Ihnen eine Copie davon gesandt, aber mein Abschreiber ist diese Weihnachtsferien abwesend.

Heute nichts mehr. Hier zu Ihrer Unterhaltung einige fremde Sachen. Adieu, mein

theurer Freund. Ich schreibe den nächsten Posttag. Herzliche Grüße an Caroline. Ihr

Sch.

Spät Abends.

N. S.

Was Sie mir von dem Almanach schreiben, war mir sehr angenehm; denn daß mit Begierde darnach gegriffen wird, ist Alles, was ich verlange. Diese Stimmung des Publicums macht doch die Existenz solcher Werke möglich; auf den innern Charakter der Producte soll das Urtheil der Majorität, hoffe ich, bei mir nie einen Einfluß haben. Es ist mein ernstlicher Vorsatz des Almanachs mich mit allen Kräften anzunehmen, und selbst das, was ich in diesen Tagen anfange zu arbeiten, dürfte ihm wahrscheinlich zufallen. In diesem Jahre werde ich, außer einigen leichten Anmerkungen zu der Schrift der Frau v. Stael, welche ich doch nicht so ganz kahl mag abdrucken lassen, und außer der Recension des Meisters, an welche ich etwas wenden will, mich ganz der Poesie ergeben.

Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert fertig haben, so soll sortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. Zum Sortiren werde ich Sie und Körnern vorschlagen. Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weise unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen zugleich in Bewegung setzen kann, als diese Xenien in Bewegung setzen werden.

So eben ist Schütz von mir gegangen, und was er mir von der unter Händen habenden Recension der Horen sagte, befreit mich, und vermuthlich auch Sie von einem großen Theil unserer Besorgnisse. Für's Erste hat Schle=

gel nicht nur alle Gedichte, sondern auch alle ästhetischen Aufsätze (den Rhodischen Genius und Las Casas miteingerechnet) zur Recension bekommen, die er auch schon seit acht Tagen eingeschickt hat, und so daß Schütz sich einbildet, mich recht sehr damit zu erfreuen. Für's Zweite hat er mir versichert, daß der Hallischen Annalen nicht erwähnt werden solle, und daß er sowohl die Würde der Horen, als der Literaturzeitung zu sehr respectirte, um sich ihrer gegen den Hallischen Recensenten anzunehmen. Allgemeiner sarkastischer Winke, wie er sagt, habe er sich wohl bedient, und dieses Vergnügen wollen wir ihm auch gönnen. Da ich ihn nicht gespannt oder verlegen, sondern ziemlich degagirt fand, so schließe ich auch, daß er in Rücksicht auf unsere philosophischen Aufsätze ein gutes Gewissen haben muß, obgleich er mir darüber nichts sagte. Er spricht auch von einer großen Länge der Recension, und mich freut, daß er hierin einigen Muth beweist, da man gerade die Länge der ersten so wenig hat verzeihen kön=

nen. Er offerirte mir, ob ich die Schlegel'sche Recension erst im Manuscript sehen wolle, welches ich nicht nöthig fand; sein eigenes Machwerk hat er mir nicht zu zeigen offerirt, und ich wollte durch eine solche Motion ihm kein Mißtrauen zeigen. Vielleicht schickt er mir es aber doch noch zu; denn es erscheint erst auf dem zweiten Zeitungsbogen, wie ich vermuthe; da er die Aufsätze nicht nach den Monatstücken, sondern unter den drei Rubriken, poetische, philosophische und historische Aufsätze durchgeht.

Auch Schlegel hat mir gestern selbst davon geschrieben, der ganz voll Feuer für die Horen ist. Die Recension selbst erscheint auf einigen Supplement-Blättern, deren in diesem Jahre mehrere vorkommen sollen, weil die ordentlichen Supplement-Bände nicht zu Stande kommen. In spätestens vierzehn Tagen werden wir sie lesen.

Leben Sie wohl, lieber Freund. An Ihre Frau von uns herzliche Grüße. Ihr

Sch.

XLV.

Jena, den 9 Januar 1796.

Für unsere Correspondenz, mein liebster Freund, ist seit vierzehn Tagen eine üble Zeit gewesen, und sie möchte wohl noch eine Woche dauern. In der ersten Zeit drängte mich der Schluß meiner Abhandlung, welche ohne Barmherzigkeit fertig werden mußte, und doch nicht übereilt werden durfte. Nachher kam Graf Burgstall aus Coppenhagen mit mächtigen Empfehlungen versehen, dem ich viel Aufmerksamkeit beweisen mußte, und blieb einige Tage. Alsdann erschien Goethe, der mir alle Abendstunden nimmt, und seit etlichen Tagen ist Herr von Funk hier, dem ich mich auch nicht entziehen kann, und auch nicht mag, da ich ihn gerne habe. Ich habe seit fast zehn Tagen nichts gearbeitet, wollte es auch nicht, und die wenige übrige Zeit hat mir die Versendung der Horen und des Almanachs (den ich aus dem Buchladen ausnehmen mußte) nebst einer Menge öfters lästiger, aber nothwendiger Briefe an Engel,

Bürde nach Erfurt, Dänemark, Stuttgart, Tübingen, an Archenholz, Schlegel, Langbein und Andere weggenommen. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich für unsere Correspondenz, bei der ich so gern mit ganzer Seele gegenwärtig bin, Zeit übrig behielt. Mit meiner Gesundheit geht es übrigens ganz erträglich, und ich bin mit dem Winter ungleich besser, als mit dem Sommer zufrieden.

Die erste Abtheilung der Recension der Horen haben Sie nun wahrscheinlich schon gelesen. Sie enthält viel Gutes und Gedachtes, und es ist gar keine Frage, daß wir lange hätten suchen müssen, um einen bessern Beurtheiler zu finden, aber befriedigt hat sie mich doch nicht ganz, und ich vermuthe, es wird Ihnen auch so seyn. Indessen ist Schlegel übereilt worden, und ich wundre mich, daß er in der kurzen Zeit, die ihm gelassen wurde, so viel geleistet hat. Mit seinen Kritiken, den Versbau betreffend, werden Sie auch wohl nicht durchaus einig seyn. Goethe hat zwar auch vieles gegen die Recen-

sion einzuwenden, besonders in Rücksicht auf das, was an seinen Versen getadelt wird, im Ganzen aber ist er sehr wohl damit zufrieden.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 5ten. Das Uebelbefinden der guten Caroline betrübt mich sehr und auch daß Sie noch immer nicht recht wohl sind. Unter diesen Umständen konnten Sie nichts Besseres thun, als in Berlin leben, und ich rathe Ihnen, es nicht sobald zu verlassen. Es ist mir übrigens ein Trost, daß unsere beiderseitigen Zerstreuungen in Eine Epoche zusammen fallen, weil sonst der einsam bleibende von beiden sich verlassen finden würde.

Daß der Aufsatz über das Naive Eingang zu finden scheint, ist mir, des folgenden Aufsatzes wegen, gar nicht unlieb zu vernehmen. Es ist immer etwas für mich gewonnen, wenn man nur mit einem guten Vertrauen zu den sentimentalischen Dichtern kommt. Auch der drttte Aufsatz wird interessiren. Nachdem ich darin die beiden Abwege naiver und sentimentaler Poesie aus dem Begriff einer jeden abge=

leitet und bestimmt, alsdann zwei herrschende Grundsätze, welche das Platte und das Ueberspannte begünstigen, geprüft haben (der eine ist, daß die Poesie zur Erholung, der andere daß sie zur Veredlung diene), so trenne ich von beiden Dichtercharakteren das Poetische, was sie verbindet, und erhalte dadurch zwei einander ganz entgegengesetzte Menschencharaktere, die ich den Realism und den Idealism nenne, welche jenen beiden Dichterarten entsprechen, und nur das prosaische Gegenstück davon sind. Ich führe diesen Antagonism durch das Theoretische und Praktische umständlich durch, zeige das Reale von beiden, so wie das Mangelhafte. Von da gehe ich zu den Carricaturen desselben, d. h. zu der groben Empirie und Phantasterei über, womit die Abhandlung schließt. Es sind also drei Gradationen von einem jeden Charakter aufgestellt, und es zeigt sich, daß die Spaltung zwischen beiden immer größer wird, je tiefer sie herabsteigen.

Nai=

Naiver Dichtergeist,	Sentimentalischer Dichtergeist,

welche beide darin übereinkommen, daß sie aus dem Menschen ein Ganzes machen, wenn gleich auf sehr verschiedene Weise.

Realism,	Idealism,

welche darin übereinkommen, daß sie sich an das Ganze halten, und nach einer absoluten Nothwendigkeit verfahren, daher sie in den Resultaten gleich seyn können.

Empirism,	Phantasterei,

welche bloß in der Gesetzlosigkeit übereinkommen, die bei dem Empirism in einer blinden Naturnöthigung, bei der Phantasterei in einer blinden Willkür bestehet.

Ich hoffe, daß Sie diese hier roh hingeworfenen Ideen mit sorgfältiger Strenge ausgeführt finden sollen. Da ich selbst ein Idealist bin, so mußte ich mich sehr objectiv machen, um ein entscheidendes Urtheil in dieser Sache zu haben; aber ich bin überzeugt, daß mir in diesem Punkt keine Menschlichkeit begegnet ist. Goethe,

als ein ganz verhärteter Realist, hat mir folgen können, und mich auch gefaßt.

Ich sende Ihnen hier das tägliche Taschenbuch, worauf mich Seidler bis jetzt warten ließ. Tausend herzliche Grüße an Sie und die gute Caroline von uns, der ich von Herzen eine gute Besserung wünsche. Ihr

Sch.

XLVI.

Berlin, den 12 Januar 1796.

Es war mir heute doppelt erfreulich zu hören, daß Ihnen, liebster Freund, meine vorigen Briefe noch Stoff zum Nachdenken hinterlassen haben, da ich heute kaum hoffen darf, Ihnen mehr als einige Zeilen zu schreiben. Schon seit einigen Tagen war ich nicht recht wohl, und gestern, wo ich den ganzen Nachmittag und Abend in der Oper zubrachte und mich vielleicht erkältete, nahm das Uebel zu, so daß ich heute mediciniren mußte. Daher ist mir der Kopf äußerst wüst, und es wird mir schwer, nur einige Gedanken zusammenzubringen.

Von der Oper muß ich Ihnen doch noch einige Worte sagen. Sie gehört im Ganzen zwar wohl nicht zu den besten in Europa, indeß gibt es hier eine wirklich große und talentvolle Sängerin, die Marchetti. Allein was das dießjährige Carneval auszeichnet, ist eine Tänzerin aus Wien, Mad. Vigano, die wirklich jede Beschreibung übertreffen würde. Ich gäbe viel darum, wenn Sie sie sehen könnten. Eindrücke dieser Art pflegen schon durch ihre Seltenheit stark auf Sie zu wirken. Die Vigano glänzt nicht eigentlich durch die gewöhnlichen Tänzerkünste, durch große und vielfache Sprünge, sondern allein durch eine unbegreifliche Anmuth und Grazie der Stellungen. Ihre sehr große Stärke braucht sie allein dazu, ihrer Grazie Fundament und Festigkeit zu geben. Sie scheint mir mehr für den niedrigern und komischen als für den pathetischen Tanz gemacht. Aber in jenem besitzt sie auch eine wahrhaft rührende Naivetät. Schon ihr Anzug verkündet einen edlen und schönen Geschmack. Ohne auch das

feinste Gefühl zu beleidigen, läßt er fast den ganzen Körper in seiner natürlichen Anmuth sehen. Ihre Tänze an sich haben wenig Charakteristisches, überhaupt wird man gar nicht an Kunst und nur sehr wenig selbst ans Theater erinnert. Man sieht eine liebenswürdige weibliche Figur mit immer gleicher Natur, Wahrheit und Grazie mit durchgängiger Harmonie und Einheit eine Menge wechselnder Stellungen und Gänge machen; und wenn aller übriger Tanz bald pittoresk durch die Mannichfaltigkeit der Bewegungen, bald charakteristisch durch das, was er darstellt, wirkt, so wirkt dieser, ohne jene Vorzüge (die nur vielmehr vor dem überwiegenden verschwinden) zu entbehren, durch den Charakter, den er selbst durchaus an sich trägt. Gerade aber durch diese einfache und natürliche Wahrheit macht er auf mich einen ganz vorzüglichen Eindruck, und noch nie habe ich das Bild der Leichtigkeit und Grazie so rein aus einem lebendigen Anblick geschöpft. Man würde diese Tänzerin nicht mit Unrecht mit einer

lebenden Antike vergleichen, wenn nicht fast alle weiblichen Antiken ein gewisses Pathos an sich trügen, das ich wenigstens bis jetzt in ihr nicht kenne, ob ich sie gleich dessen nicht unfähig halten möchte.

Da die Menschen Alles, was graziös und einfach ist, Griechisch nennen, so erhält die Vigano diesen Namen in doppeltem Grade. Indeß ist es mir auffallend gewesen, wie sehr, ungeachtet jener hervorstechend einfachen Naivetät, der Charakter des Modernen ihrem Tanz aufgeprägt ist. Wahrscheinlich liegt es doch noch in etwas für das Alterthum zu Manierirtem und Verfeinertem, in einer gewissen luxurirenden Mannichfaltigkeit der Bewegungen und Stellungen. Ueberhaupt ist es (wenigstens aus den uns übrig gebliebenen Resten) schwer, das Eigenthümliche dieser Tänze, das Edelkomische (edler Anstand ohne alles Pathos) in irgend einer Gattung unter den Griechen wieder zu finden. Die Urbanität des Terenz, die wohl noch am besten auf den Menander und die neuere

Komödie schließen läßt, ist gewissermaßen für jene Gattung zu leer, wenn sie auch immer ganz rein von demjenigen wäre, was doch schon an Unanständigkeit gränzt, was wenigstens (wie die Begegnung der Sclaven) nicht bloß unser, sondern das natürliche Gefühl überhaupt zurückstößt. Die ächt griechische Idylle aber hat auch, z. B. im Theokrit, nicht wenig ächt Bäuerisches und Sicilianisches. Außer diesen beiden Gattungen bleibt nun nichts übrig als die Mimen, die im Grunde bloße Nachahmungen einzelner Scenen aus dem gemeinen Leben, vorzüglich der niedrigern Stände waren, wo man z. B. das Gespräch einiger Weiber über irgend ein großes Fest, den Krankenbesuch eines Arztes oder dergleichen schilderte. Von diesen weiß man freilich zu wenig, und sie müssen noch am meisten mit einzelnen Scenen, z. B. des französischen Theaters übereingekommen seyn.

Aber lachen Sie nicht, wohin ich mich von der kleinen Tänzerin aus verirrt habe? Indeß sollten Sie es fühlen, wie ich, liebster Freund,

wie selten mir der Genuß an irgend einigem gesellschaftlichen Raisonnement wird, um ganz zu begreifen, wie ich in meinen Briefen an Sie immer und von jedem Gegenstand dahin zurückkomme.

Mein hiesiger Aufenthalt wird wohl ziemlich noch an drei Wochen dauern, da ich wahrscheinlich das Ende des Carnevals hier abwarte. Meine Frau vorzüglich findet doch zu viel Nahrung für ihre Liebhaberei zur Musik hier, und hat noch so wenig in dieser Art gehört, daß ich schon ihretwegen gern hier verweile, so willig sie auch ist, wieder mit mir in die Einsamkeit zurückzukehren, und dann kommt ihre Kränklichkeit, meine Augenschwäche u. s. w. hinzu. Sind wir indeß wieder in Tegel, so bleiben wir auch bis zu Alexanders Ankunft, der uns hier besuchen will, dort. Doch ist es noch unbestimmt, wie früh oder spät diese erfolgt.

Tausend Grüße von meiner Frau an Sie und die liebe Lolo. Warum bin ich nicht bei

Ihnen? Sie glauben es kaum, wie sehr mich diese sehnsuchtsvolle Frage oft beschäftigt. Adieu!

H.

XLVII.

Jena, den 25 Januar 1796.

Woltmann sagte mir, daß eine ganze saft- und kraftlose Recension des Reineke Fuchs jetzt für die Literatur-Zeitung eingeschickt worden. Ich zweifle nicht, daß man Goethe und mir zu lieb, sie wirklich unterdrücken wird, wenn ich eine andre verspreche. Aber so gern ich diese Arbeit übernehme, und so sehr es mich reuet, daß ich nicht schon in meinem Aufsatz über das Naive mich förmlich darüber herausgelassen habe, so wissen Sie doch, lieber Freund, daß ich jetzt von meiner poetischen Activität mich nicht wohl zerstreuen kann. Ich gäbe daher sehr viel darum, wenn Sie an meiner Statt diese Arbeit übernehmen; ich würde dann, da wir in unsern kritischen Grundsätzen so sehr harmoniren, die Recension, als die meinige, in die Literatur-Zeitung

geben. Wollten Sie dieses nicht, so könnte sie, was noch besser wäre, zu einem Aufsatz für die Horen dienen. Da der Reineke Fuchs, wenn man gerecht seyn will, das beste poetische Product ist, was seit so vielen vielen Jahren in Umlauf gekommen ist, und sich mit Recht an die ersten Dichterwerke anschließt, so ist es in der That horribel, daß er so schlecht behandelt werden soll. Goethe weiß von meiner Idee nichts, und ich werde ihm auch nicht eher etwas davon sagen, als wenn sie schon ganz ausgeführt ist; aber ich betrachte es als meine eigene Angelegenheit zu machen, daß man entweder eine andere Meinung davon bekomme, oder sich doch derjenigen schäme, die man davon hat.

Genug von dieser Angelegenheit. Sie werden vielleicht wissen wollen, was ich jetzt treibe. Aber ich bin noch sehr unbestimmt, und habe seit mehreren Wochen fast nur mit Phantasieen gespielt. Es könnten wohl auch noch mehrere Wochen verlaufen, ehe ich mich wieder recht gefunden habe.

Der Almanach macht auch in Weimar viel Glück, und meine Sachen finden viel Eingang. Gekauft wird er hier zu Land auch sehr. Die Horen hat Wieland gar nicht lesen wollen. Er soll gesagt haben, daß der nicht sein Freund sey, der ihn mit dem, was darin gegen ihn gesagt sey, bekannt mache.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Der guten Caroline wünschen wir von Herzen Besserung. Was sagt denn Herz von Ihrem Uebel? Adieu! Ihr

Sch.

XLVIII.

Jena, den 1 Februar 1796.

Ich bin, was den Inhalt unserer Briefe betrifft, in einem so großen Rückstand gegen Sie, mein lieber Freund, daß ich über die Zahlung ordentlich erschrecke. Alle meine Verlegenheit wäre gehoben, wenn ich diese Zahlung nur mündlich leisten könnte, aber es geht mir mit der Feder oft sonderbar. Bin ich einmal im Gange, wie ich es in diesem Sommer und Herbst war, so

kann ich unter lastenden Geschäften große Briefe schreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, so wie jetzt, aus diesem Mechanismus heraus, so erschrickt der Gedanke vor dem weiten Weg, den er hat, um zu dem andern zu gelangen.

O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gib mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt, und Ganzes wieder scheint.

Diese in meinem Don Carlos einst befindliche, aber reducirte Stelle, drückt einigermaßen aus, was ich jetzt in gewissen Momenten fühle, wenn ich Ihnen, oder auch Körner'n schreiben will. Der zufällige Umstand, daß ich noch immer in keiner bestimmten Arbeit begriffen bin, sondern spielend von Bild zu Bild und von einem epigrammatischen Gedanken zu einem anderen überspringe, trägt vollends dazu bei, mir für jetzt alle Suite und Beharrlichkeit zu nehmen.

Nach dem, was Sie mir in Ansehung des

realistischen und idealistischen Charakters schreiben, wird meine Abhandlung Sie weniger überraschen, aber auch desto gewisser befriedigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir über dieses Symbolum in allen seinen Zweigen einig seyn werden. Aber ich läugne nicht, daß ich bei diesem letzten Aufsatz den Wunsch und die Absicht nicht ganz unterdrücken konnte, auch auf Andere zu wirken und gewissen Leuten zu zeigen, daß ich mich, wenn es darauf ankommt, auch aus meiner eignen Species heraus in einen höhern Standpunkt versetzen kann. Es lag mir daran diesen Leuten zu zeigen, daß, wenn ihre Art mir auch untersagt, sie doch nicht fremd für mich ist, und daß ich einen nothwendigen und unwillkürlichen Effect meiner Natur durch die Reflexion, die ich darüber angestellt, gewissermaßen in meine Wahl verwandelt habe. Und zwar ist dieses ein Vortheil, den nur der Idealist hat, denn der Realist kann gegen den Idealisten schlechterdings niemals gerecht seyn, weil er ihn niemals begreifen kann.

Daß Sie sich in Beurtheilung des Charakter-Werthes so ernstlich und nachdrücklich gegen das einförmige Allgemeine erklären und für die Individualität und das Charakteristische streiten, erfreut mich ungemein. Auch halten Sie diese Idee in jeder Anwendung so fest, daß man überzeugt wird, wie sehr Sie sich derselben bemächtigt haben. Sie ist von einer unabsehlichen Consequenz für alles Moralische und Aesthetische, und um nur eine einzige Anwendung davon zu berühren, so läßt sich das Ideal einer (sentimentalischen) Idylle ohne eine Voraussetzung derselben gar nicht fassen. Denn hier gerade ist der Fall, wo die Discrepanz der Charaktere ihrer inneren Unendlichkeit keinen Eintrag thun darf; und wo Götter (in Plural) neben einander stehen müssen, da es, nach der entgegengesetzten Meinung, nur eine Gottheit aber keine Götter gibt. Sie sollten Ihrer Idee in einer ausführlicheren Charakteristik der griechischen Götter-Ideale, wozu Sie in Ihren Aufsätzen schon den Anfang gemacht, weiter nach-

gehen. Ich glaube, daß das ästhetische Ideal sich eben darin von dem moralischen Ideal unterscheidet, daß jenes in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, dieses hingegen nur in einem einzigen kann realisirt werden. Daß ich das ästhetische Ideal hier in einem weiteren Umfang nehme, versteht sich.

Körner schreibt mir heute, daß er ganz bestimmt entschlossen sey, mich auf den Mai zu besuchen. Vielleicht trifft es sich, daß Sie zu der Zeit auch hier seyn können, weil Sie doch vor Ihrer eigentlichen Ankunft einen Besuch hier ablegen wollen. Acht Tage bleibt Körner gewiß. Ich soll ihm ein Logis ausfindig machen; da er aber mit zwei Kindern kommt, so wage ich es nicht, Sie um Abtretung Ihres Logis für ihn zu bitten. Sollten Sie indeß nichts dagegen haben, so würde es mir lieb seyn, es ihm verschaffen zu können. Es versteht sich, daß Sie hierin der Freundschaft für ihn oder mich durchaus kein Opfer bringen dürfen; denn ein Logis findet sich ja doch auf jeden Fall.

Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Product, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so in einander verschränken, daß uns Niemand ganz aus einander scheiden und absondern soll. Bei einem solchen gemeinschaftlichen Werk ist natürlicher Weise keine strenge Form möglich; alles was sich erreichen läßt, ist eine gewisse Allheit, oder lieber Unermeßlichkeit, und diese soll das Werk auch an sich tragen. Eine angenehme, und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satyre, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen seyn wird, wird der Charakter davon seyn. Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend.

Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee

nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuern Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer, und manchmal gewiß unmöglich seyn, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch, wegen der Freiheit der Satyre, zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken. Daß ich für eine große Correctheit auch in der Prosodie sorgen werde. verspreche ich ihnen sowohl in meiner als Goethe's Portion. — Uebrigens bitte ich Sie, von dieser Eröffnung vor der Hand auch Goethen selbst nichts zu sagen.

Der guten Caroline Kränklichkeit thut uns

beiden

beiden sehr leid. Grüßen Sie sie herzlich von uns beiden. In acht Tagen bekommen Sie die Horen gewiß. Ihr

Sch.

XLIX.

Berlin, den 2 Februar 1796.

Dasjenige, was in Ihrem letzten Briefe zuerst eine Beantwortung fordert, liebster Freund, ist Ihr Vorschlag wegen einer ausführlichen Beurtheilung des Reineke Fuchs. Sie wissen, daß ich völlig einstimmig mit Ihnen über dieß Product denke, und ich nehme ihn daher mit Vergnügen an. Damit, werden Sie sagen, ist nun aber nicht viel gethan, anzunehmen ist meine Gewohnheit einmal, nur beim Ausführen pflegt es zu stocken. Allein auch dieß soll hier nicht der Fall seyn, und Sie können sich zuversichtlich darauf verlassen, daß ich Ihnen, und zwar bald die Recension schicke. Nur muß ich Sie ganz ausdrücklich bitten, gar nichts davon zu er=

warten. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß so sehr mir auch der Fuchs gefallen hat, mir doch bis jetzt noch nie etwas gerade Wichtiges über ihn eingefallen ist. Ich muß mich also, wie an eine gewöhnliche Recension setzen, und es meinem guten Schicksal überlassen, wie fruchtbar mein Kopf seyn wird. Sollte indeß das Resultat auch noch so mager ausfallen, so vollende und schicke ich es dennoch. Denn ich weiß schon, daß Sie selbst leichter zur Arbeit gereizt werden, wenn Sie etwas vor Sich haben, das Sie nur bloß corrigiren wollen. Daß ich auf jeden Fall den äußern Gebrauch meiner Arbeit gänzlich Ihnen anheimstelle, versteht sich von selbst. Ich habe mich wirklich schon jetzt nach einigen alten Ausgaben des Fuchs umgesehen, nicht um in das eigentlich Literarische einzugehen, allein um mich doch einigermaßen zu überzeugen, wieviel oder wenig Goethe im Materiale geändert hat. Das vorzüglichste Verdienst der Darstellung im Fuchs ist unstreitig die große Individualität, das Leben und der originelle Cha=

rakter der Schilderungen, und dieses ist, so viel ich bis jetzt aus flüchtigen Vergleichungen kurzer Stellen sehe, Goethen ganz und gar eigen.

Sie werden aus meinen vorigen Briefen ersehen haben, liebster Freund, daß ich hier ein völlig müßiges Leben geführt habe. Indeß soll es mir, denke ich, künftig Früchte tragen. Da ich zwar hier nicht studirt und nur wenig selbst gelesen habe, so bin ich desto freier in allerlei Ideen herumgeschweift.

Bei Gelegenheit eines sehr mittelmäßigen Buchs, das mir neulich in die Hände fiel, über den Geist des 18ten Jahrhunderts, ist mir eine Idee eingekommen, die vielleicht den Horen eine Reihe zugleich wichtiger und interessanter Aufsätze von Mehreren geben könnte, wenn Sie ihr länger nachdächten, ihr Ihren Beifall schenkten, und selbst zuerst Hand ans Werk legten. Es scheint mir nämlich jetzt mehr, als je, der wahre Zeitpunkt, Rechnung über die Fortschritte zu halten, welche der menschliche Geist und Charakter theils gemacht hat, theils noch erst

machen muß. Außerdem daß das vage, ungeordnete Umtreiben in der politischen und literarischen Welt eine Rechenschaft zum Bedürfniß macht, ist auch dasjenige jetzt vorgearbeitet, was die Möglichkeit einer solchen Kritik voraussetzt. Ich meine nämlich nicht, daß die Lage auch nur der Literatur, so wie sie ist, eigentlich geschildert werden sollte. Dieß wäre bloß eine historische, von der, die ich im Sinn habe, ganz verschiedene Arbeit. Aber aus der ganzen Geschichte der Menschheit läßt sich ein Bild des menschlichen Geistes und Charakters ziehen, das keinem einzelnen Jahrhundert und keiner einzelnen Nation ganz und gar gleicht, zu welcher aber alle mitgewirkt haben, und auf dieses richte ich meinen Gesichtspunkt. Dieß Bild nämlich müßte nach zwei Dimensionen betrachtet werden, einmal nach der intensiven Größe, welche die Menschheit erreicht, dann nach der extensiven Mannichfaltigkeit, die sie gezeigt hat, und es ist das Einzige, was eigentlich den Menschen, in sofern er ein denkendes und frei han-

delndes Wesen ist, interessirt; es ist das letzte Resultat, zu welchem alles Uebrige, was er lernt und treibt, ihn führen soll; und wenn man sich einen Menschen denkt, der bloß seiner Bildung lebt, so muß sich seine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren a priori das Ideal der Menschheit, a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit, beide recht rein und vollständig aufzufinden, mit einander zu vergleichen, und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen. Ich hoffe mich über das, was ich hier ein Bild der Menschheit nenne, deutlich genug ausgedrückt zu haben. Dieß vorausgesetzt, versteht es sich nun von selbst, daß es Zeiten geben kann, in welchen zur Erweiterung dieses Bildes schlechterdings nichts geschieht, in welchen in keiner Art ein menschliches Werk, oder eine menschliche Kraft erscheint, die nicht bloße Wiederholung wäre, oder mehr als das Gepräge einer zufälligen Beschränkung und Einengung an sich trüge, so daß sie in keinem beider Fälle eine neue

Seite an dem eigentlichen Charakter der Menschheit verriethe. Dagegen sind gewisse Zeiten so fruchtbar an Materialien für die genauere Auszeichnung jenes Bildes gewesen, bald durch allgemein vorbereitete Stimmungen und Charaktere, bald durch einzelne Werke und Menschen. Hienach nun ließe sich eine doppelte Schilderung einer einzelnen Epoche in psychologischer Rücksicht machen. Man schilderte entweder geradezu den Zustand der Menschheit vollständig, wie er sich zeigte, oder man setzte die Anlagen, Fähigkeiten und Modificationen, welche die Menschheit bis dahin erreicht hätte, fürs Erste fest, und untersuchte nun, wie viel, und was durch die bestimmte Periode hinzugekommen sey. Nur diese letzte philosophische Art scheint mir von allgemeiner Wichtigkeit, jene erstere statistische kann nur bedingte einzelne Zwecke erreichen, und von mittelbarem Nutzen seyn.

Jene erstere philosophische Schätzung nun ließe sich sehr interessant in Rücksicht auf einzelne Züge des Geistes und des Charakters in einzel-

nen zerstreuten Aufsätzen anstellen, und im Grunde enthalten alle Ihre bisherigen Horenarbeiten reichliche Materialien dazu. Im Reiche der Wissenschaften ließe sich der neue und baare Gewinn äußerst bestimmt aufzählen. Im Gebiete der Kunst und der Sitten müßten mehr die einzelnen Künstler und Menschen, welche durch die That den bisherigen Begriff erweitert haben, aufgeführt und gezeichnet werden. Mehrere einzelne Arbeiten dieser Art würden den Charakter des Jahrhunderts schon sehr sprechend schildern. Von welchen neuen Seiten haben Sie z. B. die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete ist Goethe! Wie entschieden und wichtig ist endlich die Revolution, welche in der ganzen Cultur durch die neueren verwickelteren Staatssysteme hervorgebracht worden ist, durch den Handel und die mannichfaltigen Künste, durch welche man die Arten des Genusses, und die Mittel, sie sich zu verschaffen, vermehrt hat! Alle diese Dinge ließen sich in einem sehr interessanten De-

tail einzeln vortragen, und je grösser und genauer dieß Detail wäre, desto besser würde man diese einzelnen Züge zu einem Ganzen vereinigen können.

Die Idee, daß für den menschlichen Geist ein gewisses Bild der Menschheit, zu dessen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, fortwährend existirt, hat für mich immer ein sehr starkes Interesse gehabt. Es gibt nun ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu seyn, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und schuldlos zu seyn. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade zeichnet dieß auch unser Zeitalter aus) so häufig,

diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit gibt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern, und die des Genusses und der freien Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, läugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.

Leben Sie wohl, lieber theurer Freund, grüßen Sie die gute Lolo herzlich, und lassen Sie bald von sich hören. Ihr

H.

L.

Jena, 21 März 1796.

Mein letzter Brief hat Ihnen nun schon gemeldet, liebster Freund, daß vor der Hand weder an Stanzen, noch an etwas Episches bei mir zu denken ist. Ich kann also von Ihren

Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Sylbenmaße sobald keinen Gebrauch für mich selbst machen, obgleich ich Ihren Ideen im Ganzen beipflichte. Nur däucht mir, erklären Sie sich zu sehr aus dem innern Wesen, was oft nur zufällig ist. So glaube ich, daß der Reim seinen Ursprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen besitzt, und daß theils dieses, theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß sich der Reim sehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade sein Ursprung; denn die italienischen Dichter, die Minnesänger und Troubadours und dergleichen, obgleich sie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören doch mehr in die Classe der naiven, als der sentimentalen Dichtung. Dann ist auch ferner nicht zu läugnen, daß der Reim in den fröhlichen und scherzhaften Gattungen sich mit der größten Naivetät des dichterischen Gefühls verträgt; ich will hier nur Lafontaine's Erzählungen anführen. Mir däucht, daß sich die

alten Sylbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deßwegen so gut zur naiven Poesie qualificiren, weil er ernst und gesetzt einherschreitet und mit seinem Gegenstand nicht spielt. Nun gibt dieser Ernst, z. B. im Fuchs, der Erzählung einen gewissen größeren Schein von Wahrhaftigkeit, und diese ist das erste Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher spielen, und aller Witz ausgeschlossen bleiben soll. Auch däucht mir, ist der Hexameter schon deßwegen in dergleichen Gedichten so angenehm, und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunst erinnert, und die entgegengesetzten Sylbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunst, wenn es nicht eine Wirkung der Künstlichkeit oder gar der Peinlichkeit ist, eine Schönheit involvirt, und daß es sich mit dem höchsten Grade poetischer Schönheit (in welche naive und sentimentale Gattung zusam-

menfließen) sehr gut verträgt. Was man in der neueren Poesie (der gereimten) vorzüglich schöne Stellen nennt, möchte meinen Satz beweisen; in solchen Stellen ergötzt uns die Kunst als höchste Natur und die Natur als Wirkung der höchsten Kunst; denn erst dann erreicht unser Genuß seinen höchsten Grad, wenn wir beides zusammen empfinden.

Das ist eine Unart des Reims, daß er fast immer an die Poeten erinnert, so wie in der freien Natur eine mathematisch strenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menschenhand. Aber ich glaube, daß selbst dieses — wenn nur das Uebrige reine objective Natur ist — der höchsten ästhetischen Wirkung nicht entgegen ist.

Aber lassen Sie mich auch hier von den Reimen scheiden, wie ich in der That — auf eine Zeit lang nämlich — von ihnen Abschied genommen habe, es müßte denn seyn, daß ich in meinem Schauspiel gereimte Scenen nach Shakespears Beispiel einmischte, wozu es jetzt noch keinen Anschein hat. Ich bin jetzt wirk=

lich und in allem Ernst bei meinem Wallenstein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich sehe mich überhaupt auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen; dieß ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte.

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen, jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu lassen.

Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenstein ist ein Charakter, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann.

Ich habe bei dieser Gelegenheit einige äußerst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Composition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensact groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichts destoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprincip in sich hat. Vordem habe ich wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende

Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich, und nun erfordert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung, und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen, und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie sehen daraus, was für delicate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf diesem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, frem-

den Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wieviel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Mein ist und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.

Doch

Doch genug von diesen Raisonnements. Sie werden sagen, daß die Sache selbst allein hier entscheiden könne, und diese wird jetzt auch mein ernstliches Geschäft seyn. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im August erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoffe ich, soll der Plan ziemlich zu Stande seyn, und mit dem Plan ist auch die eigentliche *poetische* Arbeit vollendet.

Uebermorgen, liebster Freund, reise ich auf vierzehn bis achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Ich habe Goethen versprochen, während Ifflands Anwesenheit, der am Charfreitag ankommt, ihm Gesellschaft zu leisten, damit er für Iffland um so eher eine Societät eröffnen könne. Er wollte nicht gern zu viel Anstalten Ifflands wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil der Societätsarrangements auch auf meinen Na=

men, und wenn wir, Goethe und ich, beide zusammen sind, so verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns. Sey'n Sie also so gut, Lieber, mir Ihren nächsten Brief nach Weimar zu adressiren.

Ihrer Frau unsere herzlichsten Grüße. Möchte sie doch endlich einmal wieder Besserung spüren. Ihr

Sch.

LI.

Jena, den 27 Juni 1798.

Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr seyn, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

Der Gedanke an Goethe's Gedicht, die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Product, um Goethe's in-

dividuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und so vollständig, als hier, und in keinem hat sich Goethe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

Man erweist Ihnen bloß Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Goethe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunstrichter und Theoretiker, nicht

viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduction der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freieste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deßwegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst, und will damit keinen Tadel ver

bunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und specielle Formeln, die eben deßwegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat, und sich zum allgemeinen Gesetze qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird.

Ihre Schrift ist mir auch schon darum, als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der speculative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch kritischen Verstand, in sofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsen=

tirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

Sie müssen Sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, Alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft

selbst, und daß auch Ihnen die Abstraction und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werks die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keinesweges mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie Alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört, und der es implicite schon enthält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen und dem, was Goethe und ich diesen Winter über Epopöe und

Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich. Die Einbildungskraft hat wirklich schon bewiesen, daß sie ohne Gefahr über diese Gränzen gehen kann, und Ihnen selbst wird es schwer den reinen Begriff, z. B. der Epopöe, zwischen den vorhandenen Epopöen, wirklich festzuhalten. Es würde Ihnen unfehlbar auch mit andern Arten so ergehen, und namentlich mit der Tragödie Shakespears und der Alten. Goethe und ich haben uns epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden, als Ihr Weg Ihnen erlaubte und diesen Unterschied überhaupt nicht so groß gefunden. So können wir die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen, sie ist absolut plastisch, wie das Epos. Goethe meint sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die

Sculptur zur Malerei verhalte. An das Lyrische gränzt sie allerdings, da sie das Gemüth in sich selbst hineinführt; so wie die Epopöe an die Künste des Auges gränzt, da sie den Menschen in die Klarheit der Gestalten herausführt. Uns scheint, daß Epopöe und Tragödie durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit sich unterscheiden. Jene erlaubt Freiheit, Klarheit, Gleichgültigkeit, diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor. Auch meint Goethe, und mit Grunde däucht mir, daß man die Natur des Epos vollständig aus dem Begriff und den Circumstantien des Rhapsoden und seines Publicums deduciren könne, und daß sogar die Rohheit und die gemeine ungebildete Natur des ihn umgebenden Auditoriums auf die epische Form einen entscheidenden Einfluß habe, wenigstens auf die Homerische gehabt habe, die der Canon für alle Epopöe ist.

Was die Tragödie betrifft, so behalte ich mir diese für künftige Briefe vor.

Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffüser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, Alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen. Sie haben eine gewisse Schulsprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können. Das Werk erhält dadurch einen etwas unbestimmten Charakter, indem es für den gewöhnlichen Leser zu technisch und auch zu streng, für den Kunstgenossen aber oft unnöthigerweise ausführlich und popularisirt ist.

Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker hingegen werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten.

In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu speculativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten constituirt) steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand, und philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt); aber es

scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Methaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt. Der Mangel dieses praktischen Theils fühlt sich jedesmal, so oft nicht bloß der allgemeine Charakter des Dichters oder seines Werks, sondern ein einzelner Zug aus diesem unter den Begriff subsumirt wird. Der Leser fühlt dann einen Hiatus, den er kaum durch seine eigene Imagination auszufüllen im Stande ist, daher es zuweilen scheint, als paßten die Beispiele zu den Begriffen nicht, welches doch nie der Fall ist.

Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Methaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, hand-

haben. Mir ist dieß vis à vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet.

Unsere solidesten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Besondere einlassen, da Goethe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir schreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, sehr angenehm gerührt.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute etwas, und noch dazu so wenig Bedeutendes darüber sage. Sie wissen meine Art, und daß es mir unmöglich ist, zweierlei Geschäfte zugleich mit ganzer Besonnenheit zu treiben, und so ist jetzt das Philosophiren bei mir lange suspendirt gewesen, da mich mein Trauerspiel ganz in der Knechtschaft hält. Leider muß ich dieses nun liegen lassen, um für den Almanach zu sorgen, den Goethe schon glücklicherweise reichlich aus-

gesteuert hat. Schwerlich werde ich vor Ende Augusts zum Wallenstein zurückkehren können. Da ich noch einige Monate ganz dazu brauche, so kann er erst auf Neujahr gedruckt erscheinen, vielleicht erst auf Ostern, wenn ich eine Ausarbeitung für das Theater mache.

Herzlich umarme ich Sie, lieber Freund, und Ihrer Frau meine schönsten Grüße. Brinkmann empfehlen Sie mich, und bitten Sie ihn, auch meines Almanachs zu gedenken. Mit meiner Gesundheit ist es diesen Sommer recht gut gegangen.

Bestimmen Sie mir in Ihrem nächsten Brief, wie bald Vieweg Ihre Schrift haben muß. Ich wüßte nichts im Einzelnen zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die ich in meinem nächsten Briefe bemerken will, da ich das Manuscript jetzt nicht habe. Könnten Sie die Terminologie noch etwas umschreiben, so würde das freilich gut seyn.

Leben Sie nochmals recht wohl.

Sch.

LII.

Weimar, den 17 Februar 1805.

Lassen Sie mich, mein theurer Freund, meinen ersten Brief, den ich Ihnen nach Rom schreibe, nicht mit Entschuldigungen beginnen, die immer ein böses Zeichen sind. — Verzeihen Sie mein langes Stillschweigen, und strafen Sie mich nicht durch das Ihrige. Es macht uns herzliche Freude, Sie nun in Rom leidlich etablirt zu sehen, es wird nach und nach schon werden, denn der Mensch und der Deutsche besonders, bildet sich seine Welt, und was keine Bildung annimmt, lernt er ertragen. Denken Sie in Ihrem milden Klima an unseren eisernen Himmel; indem ich Ihnen schreibe, liegt alles von Schnee begraben, und es sieht aus, als wenn es in Ewigkeit nicht wieder Sommer werden könnte — dennoch leben auch wir, ja wir tragen mitten im Winter Blumen und Früchte. Ich habe vor achtzehn Tage meine Tragödie geendigt, eine Abschrift davon, die ich Ihnen in vierzehn Tagen absende, soll mein lan-

ges Stillschweigen ein wenig entschuldigen. Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form, wird Ihnen Vergnügen machen, Sie werden daraus urtheilen, ob ich, als Zeitgenosse des Sophokles, auch einmal einen Preis davon getragen haben möchte. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich den modernsten aller neuen Dichter genannt, und mich also im größten Gegensatz mit Allem, was antik heißt, gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen machen können. Ich will indeß nicht läugnen, daß mir, ohne eine größere Bekanntschaft, die ich indeß mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung in die alte Zeit schwerer würde angekommen seyn. Vielleicht ist Ihnen nicht bekannt, daß eine Uebersetzung des Prometheus, der Sieben von Theben, der Perser und der Eumeniden von Stolberg noch in seiner besseren Zeit gemacht, jetzt herausgekommen. Ich kann nicht läugnen, sie hat mir einen

einen hohen Eindruck von Aeschylus gemacht, wie viel auch von seinem Geist mag verloren gegangen seyn. Jetzt höre ich, wird Jacobs in Gotha den ganzen Aeschylus in deutscher Uebersetzung liefern.

Es ist jetzt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie der Deutschen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken, und auf eine bessere Zeit zu hoffen. An ein Zusammenhalten zu einem guten Zweck ist nicht zu denken, jeder steht für sich, und muß sich seiner Haut, wie im Naturstande, wehren.

Leider ist Italien und Rom besonders kein Land für mich, das Physische des Zustandes würde mich drücken und das ästhetische Interesse mir keinen Ersatz geben, weil mir das Interesse und der Sinn für die bildenden Künste fehlt. Sie selbst, mein Freund, würden es, ohne bestimmte Berufsgeschäfte, schwerlich lange in Italien aushalten.

Es ist eigen, wie wir seit dem Jahre 1794

und 1795, wo wir in Jena zusammen philoso=phirten, und uns durch eine Geistesreibung elektrisirten, aus einander verschlagen worden sind: ene Zeiten werden mir ewig unvergeß=lich seyn, und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Thätigkeit versetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich ge=sünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesbe=rührung, als damals zwischen uns war, um so viel älter geworden fühle. 3te März. Die=ser Brief hat eine schwermüthige Stimmung, ich thäte vielleicht besser, ihn nicht abzusenden, aber er wird Ihnen doch mein Andenken zurück=bringen, und mich in Ihre Mitte versetzen. Lolo wird das Weitere von unsern Zuständen schreiben. Sie werden gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es ge=schehen ist, so kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen.

Reinhardt habe ich ein paar Zeilen geschrieben, die ich ihm zuzustellen bitte, und bitte Sie, Graß in meinem Namen zu grüßen, auch Fernow, den ich mich sehr freue bald in unserer Nähe zu wissen.

Die gute Caroline möge mich nicht vergessen! Und Sie, theurer Freund, erhalten mir Ihre Liebe. Ihr

Sch.

LIII.

Weimar, den 18 August 1803.

Ein Exemplar von der Braut von Messina werden Sie unmittelbar von Cotta, dem ich es auftrug, erhalten haben. Gern hätte ich das Stück im Manuscript gesendet, aber es kamen mir so verschiedene Nachrichten von Unsicherheit der Posten nach Italien zu, daß ich zu viel zu wagen glaubte, wenn ich meinen kleinen Reichthum der Post anvertraute.

Goethe's Natürliche Tochter wird Sie sehr erfreuen, und wenn Sie dieses Stück mit

seinen anderen, den früheren und mittleren, vergleichen, zu interessanten Betrachtungen führen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt, und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst, und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Brief, an seiner Productivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenso, wie mich selbst, überrascht haben; denn auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimniß daraus gemacht. Auf den October wird es gedruckt erscheinen.

Wilhelm Tell ist jetzt, was mich beschäftigt, aber dieser Stoff ist sehr widerstrebend, und kostet mir große Mühe; da er aber sonst großen Reiz hat, und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfiehlt, so lasse ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen.

Leider geht es mit unsrer Akademie in Jena jetzt auf die Neige. Loder geht nach Halle, Grießbach wird den Winter nicht überleben. Hufeland, auch Schütz mitsammt der Literaturzeitung und Paulus verlassen uns wahrscheinlich auch. Batsch ist schon im vorigen Jahr gestorben. Die Philosophie ist mit Schelling vollends ganz ausgewandert. Leider ist nicht zu hoffen, daß aus anderen Universitäten etwas wird, indem sie Jena zerstören helfen. Vielleicht war Jena, wie es vor sechs, acht Jahren noch war, die letzte lebendige Erscheinung ihrer Art auf Jahrhunderte.

Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Absicht entstanden ist, dem gesellschaftlichen Gesang einen höheren Text unterzulegen. Die Lieder der Deutschen, welche man in fröhlichen Cirkeln singen hört, schlagen fast alle in den platten prosaischen Ton der Freimaurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poesie gibt; deßwegen habe ich mir für dieses Lied den poetischen Boden der Homerischen Zeit gewählt,

und die alten Heldengestalten der Ilias darin auftreten lassen. So kommt man doch aus der Prosa des Lebens heraus und wandelt in besserer Gesellschaft.

Was bei uns sich Neues ereignet, wird meine Frau schreiben. Ich bewege mich so einförmig in meinem hergebrachten Lebenskreise, daß ich gar nicht merke, wie die Welt geht; ja, theurer Freund, wenn ich denke, in welcher ganz anderen und höheren Region Sie leben, so gerathe ich in Verlegenheit, Ihnen ein Wort von mir zu sagen.

Herzlich theilen wir Alles, was Ihnen begegnet, und wünschen, da es doch nicht anders ist, daß Sie in Ihrem jetzigen Lebenskreis immer einheimischer werden und sich dabei glücklich fühlen.

Von ganzer Seele umarmt Sie und die gute Caroline Ihr

Sch.

LIV.

Rom, 27 August 1805.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können. Unser ältester Knabe, Wilhelm, dessen Sie sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bösartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia, aber zufälligerweise hatten wir, und haben noch einen deutschen Arzt bei uns, einen trefflichen Menschen, von außerordentlicher Kenntniß und Erfahrung, dem theilnehmendsten Gemüth und doch der größesten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohlrausch und ist ein Hannoveraner — that, was er konnte; aber die Gewalt des Uebels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte er

nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Goethe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut Italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen? Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dieß rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich

habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten. Mit Meyers Freund, Gmelin, der ein unendlich braver Mensch ist, war der verstorbene Wilhelm besonders vertraut. Er ging alle Woche einigemale zu ihm, und Gmelin liebte ihn sehr.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein theurer lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie Ihren armen Freund. Meine Frau grüßt Sie, und alle die Ihrigen innigst, Sie können denken, was sie leidet, aber sie hat sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist außer Gefahr, und in der Besserung. Noch einmal Adieu! und schreiben Sie mir recht bald.

H.

LV.

Weimar, 12 September 1805.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein theurer Freund, dessen ganze Grösse wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren so hoffnungsvoll sich entwickeln gesehen, hat uns beide auf's innigste betrübt, und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen, und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen theilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwa-

chen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber Ihr Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italienische Klima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Caroline wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht besser, alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich habe mich über Fernows Aussehen, der seit acht Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltert erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten Jahre schon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit, aber man sah doch, wie sehr das Klima ihm muß zugesetzt haben. Er geht unter keinen guten Auspicien nach Jena, da die Universität in diesem Augenblick von allen Seiten Verluste erleidet, Loder, Paulus, Hufeland und Schütz mit der ganzen

Literaturzeitung auswandern, und Grießbach hoffnungslos krank ist.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe Caroline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe. Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns, wo möglich, bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit von einander seyn, unser herzlicher Antheil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige

Sch.

LVI.

Rom, den 22 October 1803.

Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten, lieber Freund, den vom 18 August und den vom 12 September, und Sie müssen es nur auf die unglücklichen Umstände, unter welchen wir noch nach des armen Wilhelms Tode gelebt haben, schieben, daß ich weder den einen noch den andern früher beantwortete; denn ich weiß nicht, ob meine Frau vielleicht schon schrieb, daß auch Theodor von derselben Krankheit, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen, von dem ärgsten Nervenfieber, das man sich denken kann, befallen wurde. Drei Tage lang verzweifelten wir Alle an seinem Aufkommen, und noch zwei- oder dreimal sank er, nach schon sichtbarer Besserung, in das Uebel zurück. Mit unendlicher Mühe und durch die unglaubliche Sorgfalt Kohlrauschens, des deutschen Arztes, von dem ich Ihnen schrieb, wurde er dem fast gewissen Tode entrissen; er geht jetzt wieder aus, Alles ist wieder wohl im Hause. Aber der erlittene

Verlust ist unersetzlich; er steht fest und unbeweglich vor der Phantasie da, und nichts kann dafür Ersatz geben. Mir hat selbst in den ersten Augenblicken, liebster Freund, der Schmerz die innere Klarheit, sogar eine gewisse Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmuth und eine Sehnsucht begleitet mich seit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im Stande bin. Es ist mir, als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes als der eines Erwachsenen. Noch nicht seinem eignen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es ist, als hätte man sein sorgenloses Vertrauen betrogen, selbst wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geschicks ist. Für uns Andere sey es Ihnen übrigens nicht bange, theurer Freund. Italiens Himmel ist so schlimm nicht, als er in der Ferne scheint. Bei diesem Falle waren eigene Verbindungen von Umständen. Die Fieber sind bei Kindern gefährlicher. Der starke unverhältnißmäßige Wachsthum Wilhelms hatte seine Muskelkraft geschwächt, viel-

leicht hatte er sich auch einmal unvorsichtigerweise erhitzt. Daß das Klima hier überhaupt nicht ungünstig ist, zeigt die blühende Gesundheit der andern Kinder, die bei den Mädchen nie alterirt gewesen ist, und die bei Theodor wieder kömmt. Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor seiner Krankheit sehen sollen, und die Fürstin von Rudolstadt kann es Ihnen sagen. Er blühte wie eine Rose, selbst der Tod hatte ihn nur wenig entstellt.

Lieber Schiller, warum sind Sie jetzt nicht hier? denn daß ich wegginge, daran kann ich und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weise gefesselt, und schon den Boden verlassen, dem man ein theures Pfand anvertraut hat, ist schwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringste Gefahr für die Meinigen ahnen müßte. Aber wir haben es auch mit dem Arzte vielfach überlegt, und er ist ganz derselben Meinung. Lassen Sie mich daher immer noch einige Jahre hier. Ich kann

Ihnen nicht sagen, wie mir dieser Aufenthalt wohl thut. Ich befand mich in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen abgestumpft. Hier ist Alles, was mich umgibt, belebend und erwärmend; ich bin fruchtbarer in Ideen, und selbst die Wehmuth, selbst der bitterste Schmerz, läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüthe bestehen, die doch offenbar von der Natur in den Menschen übergeht. Denn von dem stillen Genusse dieser Stadt und der Gebirge umher ist nun einmal jede Schilderung vergeblich. Auch meine arme gute Frau fühlt dieß. Ihre reine und edle Natur hat sich auch in dieser Lage trefflich bewährt. Es ist nichts dumpf und finster Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, theurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten, zartesten Fühlbarkeit. Daher hat auch dieser Schmerz weniger nachtheilig auf ihre Gesundheit gewirkt, als wir fürchteten. Sie ist in der That recht leidlich, und man darf auch nicht jetzt, wie ich

An

Anfangs that, für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels besorgen.

Ihre Braut von Messina haben wir gelesen. Cotta schrieb mir erst, wie er sie mir schicken sollte. Indeß hatten wir sie schon früher aus der Schweiz bestellt und bekommen. Sie sind ein unendlich glücklicher Mensch, lieber Schiller, diese Productionskraft ewig in sich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, ist es einem Dichter gelungen, so bestimmt einen selbst gezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann das Niemand verkennen, wenn man Ihre Stücke, wie sie nach einander gefolgt sind, vergleicht. In Rücksicht der strengen Form kann keines sich mit der Braut messen. In ihr ist Alles poetisch, Alles folgt streng auf einander, und es ist überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks. Niemand hat noch bisher seine Idee so rein aufgefaßt,

als Sie in Ihrer zugleich unübertrefflich geschriebenen Einleitung. Euripides schon, möchte ich sagen, hatte keinen Begriff mehr von ihm, und seitdem hat man sich kaum mehr, als die Einwebung lyrischer Stücke in das Gespräch gedacht. Der Begriff der Musik, falsch verstanden, hat Alles zuletzt noch mehr in Verwirrung gebracht. Nur über den Gebrauch, den Sie in Ihrem Stücke von dem Chor gemacht haben, müssen Sie mir eine Bemerkung erlauben. Wenn ich Sie recht verstehe, und wenn das, was ich mir immer schon selbst beim Chor dachte, mit Ihren Ideen übereinstimmt, so ist der Chor dazu da, die gleichsam physische Gewalt der Empfindung des Zuschauers, da wo sie eben zur bloßen Theilnahme an den handelnden Personen, als wirklichen Wesen, herabsinken will, auf einmal zu brechen, und sie, auf ein unermeßliches Feld geschleudert, mit künstlerischer und daher doppelt ergreifender Stärke zu der in dem Kunstwerk symbolisirten Idee zurückzuführen. Sein erster Zweck ist also, den Stoff zu intellectualisiren. Weil aber der

Verstand so gut, als das Gefühl, beide ohne Phantasie, dem Kunstwerk fremd sind, so verlangt auch das intellectualisirende Organ der Tragödie eine Darstellung von der Einbildungskraft, und gerade, damit dieß Organ, als seiner Natur nach ruhig betrachtend und für die Handlung gleichgültig, nicht das Gleichgewicht gegen die handelnden Personen und ihr leidenschaftlich rasches Fortschreiten verliere, so muß es in der Phantasie=Darstellung einen Zuwachs an sinnlichem Gehalt, Musik und Tanz bekommen. Kürzer könnte man sagen, daß der Chor das einzige Mittel wäre, durch das es einem an sich rein naiven Volke gelang, eine an sich sentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie ist, auszuführen. Denn in Shakespeare, selbst in Goethe, z. B. im Egmont, vor Allem aber in Ihren letzten Stücken, im Wallenstein und der Jungfrau, die ich gerade zu diesem Behuf wieder gelesen, ist es mir jetzt ganz deutlich, daß, weil Sie das Bedürfniß fühlten, die Prosa des Lebens in der Poesie der Tragödie auszutilgen, und Sie da=

her immer jenen ersten Zweck des künstlerischen Symbolisirens auf andere Weise zu erfüllen suchten, Sie sentimentaler betrachtender, philosophischer gewarden sind, als sonst je geschehen wäre. Wenn bei diesen Stücken etwas Dumpfes und Schweres in der Empfindung des Lesers zurückbleibt, so liegt es daran, daß ihnen für diesen intellectuellen Zweck ein sinnliches Organ fehlte. Die Anstrengung, welche die handelnden Personen machen müssen, um ihre wirkliche Individualität an etwas Größeres zu verlieren, theilt der Zuschauer mit ihnen, da der Chor hingegen dasselbe leicht und klar ausspricht. Was aber dem Kunstwerk an Leichtigkeit und Klarheit abgeht, das entbehrt es auch an Größe. Dieß nun vorausgesetzt, habe ich an Ihrem Chor zweierlei zu tadeln. Er ist den handelnden Personen zu nah, und hat in sich nicht den Reichthum, den er haben könnte. Es fehlt ihm also, Sie sehen, wie rasch ich anklage, zugleich an Ruhe und an Bewegung. Ich glaube nicht, daß Sie hätten den Ihrigen zu Begleitern der

beiden Brüder machen sollen. Da sie dem Zwiespalt der Feindlichgesinnten folgen, sind sie nicht mehr reine Bürger von Messina, und da ihr eigner Ehrgeiz ins Spiel kommt, ist ihr Urtheil nicht das unparteiische des Schicksals, so wie es sich im Menschen ausspricht. Sie sagen einmal in Ihrer Vorerinnerung, welch ein schlechter Ersatz für den Chor in der französischen Tragödie ein Vertrauter sey. Das aber scheint mir die gefährlichste Klippe, daß der Chor immer in unsrer Art der Tragödie, einen Anstrich davon bekommen kann, und damit ist augenblicklich Alles verloren. Denn der Chor muß unmächtig, dienend und schwach seyn, aber frei, und nicht einmal durch Neigung gefesselt. Hier aber tritt freilich eine ungeheure Schwierigkeit ein. Bei uns soll Alles motivirt seyn, und wie motivirt man den Chor, ohne seinem reinen Begriff zu schaden? Wenn das, woran ich mich bei dem Ihrigen stoße, Grund hat, so liegt es, dünkt mich, eben in dieser Schwierigkeit. Denn sonst haben Sie mit großer und bewundernswür-

diger Kunst diese, meinem Begriff nach, fehlerhafte Anlage gut zu machen gesucht. Allein, und hier wäre mir Ihr Urtheil wichtig, muß denn die Strenge des Motivirens auch in diesem Stück beobachtet werden? Daß die Handlung selbst mit vollkommener Nothwendigkeit auseinander herfließe, hat seinen natürlichen Grund. Allein der Chor ist wie der Himmel in einer Landschaft. Es versteht sich von selbst, daß er da sey, denn jede Handlung geht durchs Gerücht mehr oder minder schneller oder langsamer ins Volk aus, und prosaisch ausgedrückt ist der Chor nur immer das urtheilende Volk, es sind die Achiver, die immer leiden, wenn die Könige rasen. Auch hier noch mehr Strenge zu fordern, scheint mir moderne Unart, die wieder aus dem leidigen Begriff von Illusion herstammt. Den Chor, nicht auf die unbedeutende Art, wie die Alten es hier und da thun, sondern auf eine für die ganze Oekonomie des Stücks wichtige und geltende, in zwei Hälften zu theilen, halte ich für vortrefflich. Wie unsere Poesie

überhaupt weniger sinnlich ist, wie wir minder auf Musik und Tanz zählen können, seit Musik und Tanz nicht mehr bloß der Dichtkunst dienen, und das Publicum sie nicht mehr in dieser Dienstbarkeit liebt: so muß man eine andre Mannichfaltigkeit, ein andres Leben für die Phantasie suchen, welches die sinnliche Darstellung des Chors mehr heraushebe. Allein Ihre Theilung hat mich nicht ganz befriedigt. An sich wäre das Alter gewiß ein ganz schicklicher Theilungsgrund. Allein da beide Theile Ihres Chores noch jetzt dienende und mitwirkende Ritter sind, so wird schon einmal die Theilung nicht rein genug. Es ist nur ein Mehr und ein Weniger, nur Jüngling und Mann, und da dieser Unterschied nun noch zu dem Umstand, daß beide Theile verschiedenen Parteien dienen, hinzu kommt, so gibt er eigentlichen Zwiespalt, da er nur Contrast zeigen sollte. Denn in Allem, was auf die Handlung Bezug hat, muß der Chor, wie ich mir ihn denke, mit sich selbst vollkommen übereinstimmend seyn; er kann aber

verschiedene Ansichten haben, verschiedene Empfindungen können durch dasselbe Interesse gerührt werden. Endlich fragt man sich auch, warum ein Bruder gerade nur ältere, der andere jüngere Ritter hat? Und hier dürfte die Forderung des Motivirens mit mehr Grund gemacht werden können. Niemand kann zwar läugnen, daß gerade, wie Sie ihn behandelt haben, der Chor eine ungeheure Wirkung thut, er verdoppelt das Leben und die Poesie Ihres Stücks, weil er an die handelnden Individuen handelnde Massen anknüpft. Allein ich vergleiche ihn mit der Idee, welche Sie selbst aufgestellt haben. In dieser, als wahren Chor, spricht er sich in Ihrer Braut, dünkt mich, mehr durch seine Gesänge, als durch seine Gestalt und sein Daseyn aus, und darum finde ich von dieser Seite die Symbolik nicht rein und nicht vollkommen.

Ich habe geglaubt, bei diesem Punkt verweilen zu müssen, theurer Freund, weil die Einführung des Chors auf die Bühne eine zu

wichtige Sache ist, um nicht von allen Seiten überlegt zu werden; und ich schmeichle mir, daß meine Bemerkungen Ihnen selbst darum nicht unlieb seyn werden, wenn Sie dieselben auch ungegründet finden sollten. Sie werden Ihnen die warme Theilnahme zeigen, die ich nie aufhören werde, an Ihren Beschäftigungen zu nehmen; sie werden Ihnen beweisen, wie gern ich mich in die Zeit zurücksetze, wo wir diese Dinge gemeinschaftlich besprachen, und über die Grundsätze können wir nicht uneins seyn. Ich sehe eben, da ich noch einmal Ihre Vorerinnerung durchgehe, daß Sie die Theilung des Chors entschuldigen, und darauf aufmerksam machen, daß sie nur da angebracht sey, wo der Chor selbsthandelnde Person ist; allein ich glaube in der That, seine Theilung, auch als reiner Chor, müßte große Vorzüge haben. Er ist einmal der Repräsentant der Menschheit, und müßte sie, dächte ich, voller und reicher darstellen, wenn ihre verschiedenen Classen sich einzeln und geschieden aussprächen.

Ueber die Höhe, in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künstlerische Verdienst, die reine Kunstform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyrischen Partieen, dieß innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, selbst die Einfachheit der Behandlung muß wenigstens Vielen fühlbar seyn. Was ich indeß wünschte, wäre, daß Sie mit diesen neuen Forderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieses Stücks, mit Recht an Sich machen können, bald wieder einen in sich mächtigen, schon durch seinen Umfang mühsam zu bändigenden Stoff, wenn nicht so groß, wie Wallenstein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünstlerische Theil des Publicums wird zwischen der Braut und diesen Stücken, das läßt sich voraussehen, Vergleichungen anstellen, und den letzteren in jeder Rücksicht den Vorzug geben, schon darum, weil sie, neben der künstlerischen Wirkung, auch einer anderen durch

ihren bloßen Stoff fähig sind. Eine gewisse Wahrheit liegt aber diesen Urtheilen, wenn man sie wirklich fällt, zum Grunde. Es ist noch ein anderer Unterschied zwischen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunstform, und es gibt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stücks ist das schon sichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heiteren Sonnenlichte zu verschmähen scheinen, die sie aber, unparteiisch gestanden, auf diese Weise nicht kannten. Es ist wirklich auch noch mehr. Freilich scheint es an sich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darstellung der reinen Kunstform an seinem Gegenstande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt, und wie weit man den Gegenstand auszeichnet. Aber es versetzt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt sich bewegt, und wenn nicht bloß die großen Partieen der Menschheit, wenn auch

feine Charakternüancen erscheinen. Es ist unendlich bewunderswürdig, und ich habe es eigen studirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder so fest charakterisirt haben, daß jeder nur auf seine Weise die Zuschauer afficiren kann, ebenso die Mutter und Beatrice. Es ist das der höchste Gipfel der Kunst und die höchste Weisheit des Künstlers, nicht über die Forderungen seines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengesetzten Gattung Meister ist, in dem, sieht man, ist das, was er dießmal unterläßt, nicht Schranke. Es ist vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunstsinn, der Charakterschilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragischen Wirkung beizumessen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt. Eins indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir sind einmal ein reflectirendes und sentimentales Geschlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener; wir beschäftigen einmal die Sinne minder als den

Verstand, das Gefühl mehr als die Einbildungs=kraft; wir brauchen, um auf unsere Weise gerührt zu werden, einen durch Verstand und Gefühl mannichfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Insofern läßt sich alles sogenannte Romanti=sche, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunst ist allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausschließend angehörig. Allein die Kunst ist auch nur eine Art, in der der Mensch sich und die Welt sinnlich idealisirt, sie ist mehr als Einer Ausführung fähig, und das Verschiedenartigste kann sich in ihr, wie in ei=nem gemeinschaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den para=doxen Ausdruck verzeihen, das Romantische ei=ner Ausführung in ächt antiker Kunstform fä=hig seyn? und sollte darin nicht für uns das Höchste bestehen? Wenigstens scheint unläug=bar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächtesten Kunst keinesweges gleichgültig ist, das Ideale, dessen, im Gegensatz gegen das Chi=märische und Fantastische, auch Sie in Ihrer

Einleitung erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu sehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künstlerischen Natur ist das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberschwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müssen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunstwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen ist, einem Stoff, für den nichts im Gemüth des Lesers vorbereitet ist, der nicht einmal auf einem schon die Seele füllenden Grunde erscheint, der ferner an sich sogar künstlich ist und bei minder guter Behandlung hätte spielend aussehen können, von der Einbildungskraft volle Geltung zu verschaffen. Alles in diesem Werk besteht nur durch die dichterische Form, und bedarf nichts außer ihr.

Goethe's Eugenia bin ich sehr neugierig zu sehen. Ich höre aber, Sie soll noch nicht gedruckt seyn. Es gibt hier doch noch immer Wege, Bücher für nicht gar zu ungeheure Ko-

sten hieher zu bekommen, und ich werde gewiß dafür sorgen, deutscher Kunst und Wissenschaft nicht fremd zu werden. Aus einer Stelle Ihres Briefes, liebster Freund, muß ich schließen, daß Sie meine Lage für anders halten, als sie ist. Sie schienen zu glauben, daß Sie mich sehr aus meinem ehemaligen gewohnten Kreise herauszieht. Das ist aber nicht der Fall, und wenn Sie einige Wochen lang hier seyn könnten, würden Sie finden, daß ich ziemlich wie ehemals lebe. Sie müssen nur bedenken, daß mein Geschäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an anderen Orten mußte, beständig in Gesellschaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit anderen Beschäftigungen fremd. Der wichtigste Theil desselben besteht in einzelnen Besorgungen; diese gehen, dem eigentlichen Interesse nach, fast immer Privatleute an, und haben nur insofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt,

daß ich sie gerade auf diese oder jene Weise betreiben soll, und als es einen selbst interessirt, dem Zwange, den man von Rom aus sogar auch in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, so viel es angeht, zu steuern. Zeit kosten diese Dinge freilich, sie nehmen mir mehrere Tage der Woche, wenn ich die weitläuftige Geschäftscorrespondenz mitrechne, ganz, und in den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Besuchen u. s. f. Die politische Correspondenz, wenn sie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten ist, will auch besorgt seyn, und da ich Alles selbst besorge, so gehört freilich eine gewisse Arbeitsamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen. Doch geht das schon gut. Wenn ich bisher noch nichts hier gearbeitet habe, so ist es mehr, weil Rom selbst ein eigenes und langwieriges Studium ist, weil eine so neue Natur — denn neu bleibt einem Rom, wenn man, möchte ich sagen, auch alles Andere gesehen hat — um im Gemüthe auszuwirken,

ken, Zeit braucht. Daher nennen wir uns oft im Scherz das Volk das mit Spazieren den Tag lebt. Dann ist auch gewiß wahr, daß, wenn alle Zeit nur Zeit der Muße ist, und gar kein Zwang eine bestimmte Zeitanwendung fordert, man manche Zeit verliert. Ich verzweifele also nicht, ich hoffe vielmehr gewiß, hier auch wissenschaftlich noch immer auf's Mindeste gleich thätig zu seyn, als ehemals, und wenigstens, mein theurer Freund, sey'n Sie überzeugt, daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung. Dennoch will ich nicht läugnen, daß man nicht durch eine Geschäftslage Einiges wirklich auf-

opfert. Allein auch da hat es mir, ehe ich sie einging, nicht an Ueberlegung gefehlt. Ich war einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Production; ich wußte so vielerlei, ich kannte Manches besser, als viele Andere, und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate zusammen, ich konnte mit dem thätigen Theil meiner Existenz unmöglich zufrieden seyn. Es schien mir daher besser, meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen. Auch glaube ich mich in meiner Berechnung nicht geirrt zu haben. Rom hat schon erweckend und belebend auf mich gewirkt, und fährt fort es zu thun, ich fühle mich fruchtbarer, als sonst. Es ist nichts, das mich meinen Entschluß, meine Lage zu ändern, bereuen ließe.

Das waren Selbstgeständnisse, theurer Freund, zu denen ich gegen Sie immer offen bin, die ich aber nicht gemacht haben würde,

wenn mich nicht eine Stelle Ihres Briefes darauf geführt hätte. Denn auch gegen den vertrautesten Freund rede ich nicht gern über mich, weil man über sich immer leichter schief urtheilt als über einen andern. Bleiben Sie mir, mein Lieber, Guter, was Sie mir sind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Interesse Ihnen ewig gleich nah ist, und daß das Kleinste in Ihrer Beschäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat, als Alles, was ich unternehmen könnte. Denn — ich muß schließen, wie ich anfing — Sie sind der glücklichste Mensch. Sie haben das Höchste ergriffen, und besitzen Kraft es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie darin nicht stört, so führen Sie aus jenem besseren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verrathen. So wie Sie in Ideen fester, in der Production sicherer geworden sind, hat das zugenommen. Für Sie braucht man

das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß.

Leben Sie herzlich wohl. Mit inniger Freundschaft von ganzer Seele der Ihrige.

H.

LVII.

Weimar, 2 April 1805.

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, theurer Freund, wenn ich die schöne Gelegenheit, die sich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu sagen, unbenutzt ließe. Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammen lebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und

keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieser langen Zeit unsers stockenden Briefwechsels auf meine Art thätig war, wissen Sie, und haben es, wie ich denke, gelesen. Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subject herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller, als alle andern, von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krank-

heit, und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verschlagen. An Vorsätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her, und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird. Um diesen Winter doch nicht ganz unthätig zu seyn, habe ich, da ich nichts Eigenes machen konnte, die Phädra von Racine übersetzt und spielen lassen, und diese nicht so ganz leichte Arbeit, hat mir eine angenehme Uebung gegeben. Zur Ankunft unserer Erbprinzessin machte ich ein kleines Vorspiel, das ich Ihnen hier beilege. Es ist ein Werk des Moments, und im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargestellt worden. Eine Sammlung meiner Theaterstücke, womit diesen Sommer der Anfang gemacht wird, wird mit diesem Vorspiel, Don Carlos und die Jungfrau von Orleans eröffnet.

Goethe war diesen Winter wieder sehr

krank, und leidet noch jetzt an den Folgen. Alles räth ihm ein milderes Klima zu suchen, und besonders dem hiesigen Winter zu entfliehen. Ich liege ihm sehr an, wieder nach Italien zu gehen, aber er kann zu keinem Entschluß kommen, er fürchtet die Kosten und die Mühseligkeiten. Unter diesen Umständen hat er freilich nicht viel im Poetischen leisten können, aber Sie wissen, daß er nie unthätig, und sein Müßiggang nur ein Wechsel der Beschäftigung ist. Er hat in diesem Winter eine ungedruckte, sehr geistreiche Satyre von Diderot übersetzt, die diesen Sommer bei Göschen herauskommt. Auch ist er mit Herausgabe ungedruckter Briefe von Winckelmann beschäftigt, und zuweilen ließ er sich auch mit vieler guten Laune in der Literaturzeitung hören. Er wird, wenn es irgend seine Gesundheit erlaubt, Ihnen gewiß auch mit dieser Gelegenheit schreiben. Wir sahen uns diesen Winter selten, weil wir beide das Haus nicht verlassen durften.

Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu

fixiren,

fixiren, wissen Sie, und auch daß mich der Herzog von Weimar in die Umstände gesetzt hat, mit Aisance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Accorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen. Sie sehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein solches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen.

Uebrigens leben wir hier in einem sehr angenehmen Verhältniß, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe. Wäre ich freilich ein ganz unabhängiger Mensch, so würde ich dem Süden um vier Grade näher rücken.

Von unserer literarischen Welt kann ich Ihnen wenig berichten; denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die speculative Philosophie,

wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grund-Ideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihrentwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Production in Deutschland sieht es aber kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächsten 30 Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht. Solcher Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutschen Angelegenheiten. Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar auf's Neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im Philosophiren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen anderen Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Sagen Sie der guten Caroline meine herzlichsten Grüße, es war für mich eine schmerzliche Freude, als ich sie im vorigen Jahre hier wieder sah, und ich läugne nicht, daß ich sehr viel für sie gefürchtet. Desto inniger freuen mich nun die guten Nachrichten, die wir von

ihr gehört. Auch dem Herrn Kohlrausch bitte ich mein Andenken zu erneuern.

Ich ersuche Sie, liebster Freund, inliegenden Brief an Graß ja recht bald zu besorgen. Er wartet schon fast ein Jahr auf meinen Brief, und wird mich beinahe aufgegeben haben.

Tausendmal umarme ich Sie, mein theurer Freund, und wünsche, daß mich dieser Brief Ihnen ganz so, wie Sie mich sonst gekannt, wieder darstellen möchte.

Sch.
